



7. Heft | 2. April 1908

## EDUARD BERNSTEIN · ZUR EINLEITUNG DES WAHLKAMPFES

**N**ICHT viel mehr als zwei Monate trennen uns vom Termin der Neuwahl für den preussischen Landtag. Dass die Sozialdemokratie Preussens mit grösster Energie in den Wahlkampf eintreten und alles aufbieten wird, um die Wahl zu einer machtvollen Demonstration für ihre Grundsätze und Forderungen zu gestalten, steht ausser Frage. Ebenso fraglos ist, dass die Partei im Wahlkampf die Forderung des demokratischen Wahlrechts für den preussischen Landtag an die erste Stelle rücken, sie zur Parole des diesmaligen Kampfes, zum Schiboleth für die Stellungnahme zu den Gegnern erheben wird. Denn sie ist in der Tat heute die Frage aller Fragen. Wie einer sich zu ihr verhält, so wird er sich zu fast allen tiefergehenden Fragen unserer Zeit stellen, ob sie das Wirtschaftsleben, das Bildungswesen, das Verwaltungs- und sonstige Recht oder irgend ein anderes Kulturgebiet berühren. In diesem Sinne kann man sagen, dass, soweit Gesetzgebungsangelegenheiten überhaupt auf das Gesellschaftsleben zurückwirken, in einem Lande mit so entwickelter Arbeiterschaft wie Preussen, die Wahlrechtsfrage heute die soziale Frage ist.

Hätten wir in Preussen ein dem Reichstagswahlrecht wesensgleiches Wahlrecht, so könnte man die Erörterung der Wahltaktik im gegenwärtigen Moment für verfrüht erachten. Es würde genügen uns zunächst über die allgemeine Wahlparole zu verständigen. Gegenüber dem Wahlsystem, unter dem wir in Preussen zu kämpfen haben, genügt das indes nicht. Denn hier, beim System der indirekten Wahl und öffentlichen Stimmabgabe, bestimmen die Vorgänge vor und während der Hauptwahl in viel höherem Grade auch schon den Ausgang der Stichwahlen, als es beim geheimen Stimmrecht und direkter Wahl der Fall ist. Vergewenigen wir uns noch einmal, worum es sich diesmal im Wahlkampf handelt. Selbstverständlich werden und müssen wir suchen eine so grosse Abgabe von Stimmen für die Sozialdemokratie zu erzielen und so viel Mandate aus eigener Kraft für die Partei zu erobern als nur irgend möglich. Dass in dieser Hinsicht die Aussichten für uns diesmal besser sind als bei den Wahlen von 1903 kann als sicher angenommen werden. Von den drei neuen Landtagswahlkreisen Berlins können mindestens zwei als günstig für die Sozialdemokratie

bezeichnet werden, desgleichen der Wahlkreis Rixdorf-Schöneberg und vielleicht noch einer der neuen Wahlkreise im westfälischen Kohlenrevier. Ausserdem aber wird das Einkommensteuergesetz vom 19. Juni 1906 mit seinem famosen § 23 in verschiedenen Wahlkreisen dafür gesorgt haben die zweite Wählerklasse günstiger für die Sozialdemokratie zu gestalten als dies vordem der Fall war. Man zieht nicht umsonst die Steuerschraube bei den Arbeitern fester an als bei anderen Klassen. Setzt man Arbeiter, wie es vielfach geschehen ist, auf grund von Angaben von Prinzipalen gleich um viele Stufen in der Steuerskala höher an, so darf man sich nicht wundern, wenn man ihnen bei der Wahl nunmehr in der zweiten Wählerklasse begegnet. Und es wäre nur recht und billig, wenn sich dies auch in einem Wechsel der Mandate manifestierte. Doch werden wir uns selbstverständlich darüber keinen übertriebenen Hoffnungen hingeben. Wenn wir beim jetzigen Wahlsystem aus eigener Kraft 6 bis 8 Landtagsmandate erringen, so wird das schon ein grosser Erfolg sein.

Aber damit, und selbst wenn es noch etliche Mandate mehr würden, wäre für die Demokratisierung des Landtagswahlrechts doch nur erst wenig erreicht. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die Machtverhältnisse im jetzigen Landtag. Es haben dort Mandate: Konservative 143, Freikonservative 60, Nationalliberale 79, Zentrum 97, Freisinnige 33, Polen 13, fraktionslos sind 8, zusammen 433. Von allen diesen kann man als Fraktion heute nur die Polen als leidlich zuverlässig in der Forderung des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlrechts ansehen. Vom Zentrum sind ein Teil kaum verhüllte Gegner, die Mehrzahl laue Freunde, und nur eine wahrscheinlich sehr kleine Minderheit entschiedene Anhänger der Einführung des demokratischen Wahlrechts in Preussen. Ähnlich steht es in kleinerem Massstabe mit dem Freisinn. Indes hat dieser die Forderung wenigstens auf seinem Programm stehen. Aber er macht mit Zentrum und Polen immer erst ein Drittel des Landtags aus, während zwei Drittel, die dreigliedrige Kompanie Konservative, Freikonservative und Nationalliberale, zwei oder drei Eingänger ausgenommen, sehr verschiedene Gegner des gleichen Wahlrechts, die Konservativen überhaupt gegen jede Beseitigung ihrer Wahlrechtsprivilegien sind. Kommen die Parteien in ihrer alten Stärke oder mit nur unwesentlichen Verschiebungen in ihrem Stärkeverhältnis zu einander in den Landtag zurück, so bleibt entweder auch hinsichtlich des Wahlrechts alles beim alten, weil sich keine Mehrheit für einen bestimmten Änderungsvorschlag zusammen findet, oder aber wir bekommen, in Übereinstimmung mit den Ankündigungen Bülows, ein Pluralwahlrecht, das noch schlechter sein würde als das belgische, das *Wahlrecht der vier Infamieen*, wie die belgischen Arbeiter es nennen. Denn das belgische Pluralwahlsystem hat wenigstens annähernd gleiche Wahlkreise und die geheime Stimmabgabe, die Bülow *nicht in Aussicht stellen kann*, sowie ein Maximum von zwei Pluralstimmen neben der jedem Wahlberechtigten zustehenden Wahlstimme, während bei uns, ausser Alter, Bildung und wer weiss was noch, die Steuerleistung eine Zuschusswahlstimme begründen soll. Ist nun schon jedes Pluralwahlrecht mit der äussersten Energie zu bekämpfen, so würde ein solches Pluralsystem, ja, selbst das belgische System, sobald es mit *o f f e n e r* Stimmabgabe verquickt wird, als ein Schlag ins Gesicht der Reform verlangenden Arbeiterschaft betrachtet werden müssen. Die Frage ist nur: Können wir es verhindern, dass Regierung und Abgeordnetenhaus in der nächsten Legislaturperiode die Forderung auf Be-

seitigung des Dreiklassenwahlsystems mit Schaffung eines solchen Pluralwahlsystems beantworten.

Dass wir es durch ausserparlamentarische Aktionen und Demonstrationen allein vermögen, scheint mir ziemlich zweifelhaft. Ich unterschätze den Wert dieser Demonstrationen ganz und gar nicht und erwarte, dass sie fortgesetzt und weiter entwickelt werden. Aber Wunder erwarte ich nicht von ihnen. Solange die Sozialdemokratie nicht in die Lage kommt den herrschenden Gewalten ihre Bedingungen zu diktieren — und dann wäre die Frage natürlich aufs einfachste gelöst —, so lange haben ausserparlamentarische Aktionen nur dann Aussicht sich in gesetzgeberische Aktionen umzusetzen, wenn sie bei den Faktoren der Gesetzgebung gleiche oder verwandte Tendenzen in gewisser Stärke vorfinden oder auszulösen und zu mehren vermögen. Das hat die Geschichte aller Wahlrechtsaktionen gezeigt. In allen Ländern stossen wir da auf das gleiche Bild, die gleiche Erfahrung. Von den Wahlrechtskämpfen der Chartisten und den Aufständen der Babouvisten oder Blanquisten angefangen bis zu den Wahlrechtsbewegungen der letzten Jahrzehnte in Belgien, Österreich, Schweden, Süddeutschland usw. ist es immer die gleiche Geschichte: Wo oder solange die Partei der Arbeiter allein steht, schlagen die heroischsten politischen Kämpfe fehl; wo sie auf verwandte Tendenzen in anderen Schichten stösst und eine Parallelaktion zu stande kommt, werden oft mit verhältnismässig geringen Opfern die grössten Fortschritte erzielt.

Der Wahlrechtskampf, den die Sozialdemokratie in Preussen führt, hat nun das Eigentümliche, dass es zwar nicht an Elementen im Lande fehlt, deren Tendenzen in Sachen des Wahlrechts die gleichen oder fast die gleichen sind wie die der Sozialdemokratie, dass sie aber parlamentarisch fast unvertreten sind, während ihr Anschluss an die Sozialdemokratie in diesem Kampf durch die öffentliche Stimmabgabe verhindert wird. Es sind nicht nur die Beamten und Angestellten im Staats- oder Kapitalsdienst, für die bei öffentlicher Stimmabgabe das Wahlrecht eine Lüge ist. Für unzählige scheinbar selbständige Geschäftsleute in Stadt und Land, in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft steht es um die Freiheit der Wahl nicht besser, und wenn jetzt unsere Genossen bei der Wahl ihren Einfluss als Käufer gegenüber der Geschäftswelt geltend machen wollen, so werden sie nur das selbe tun, was insbesondere die Konservativen in ihren Domänen bisher in schamlosester Offenheit getan haben und noch heute tun. Die Literatur der Freisinnigen aus der Zeit, wo sie noch Opposition waren, und ihrer Vorgänger, der Fortschrittler, ist voll von Beweisstücken dafür.

Wären die Freisinnigen wirklich eine bürgerlich-demokratische Partei, so müssten sie vor allem die Partei der Angestellten und abhängigen Geschäftsleute sein und eine deren Interessen entsprechende Politik betreiben. In diesem Falle wäre ein Hand in Hand arbeiten von Freisinn und Sozialdemokratie im bevorstehenden Wahlkampf das natürlichste Ding von der Welt. Wie sehr es in der Natur der Sache liegt, zeigt das Verhalten unserer Genossen in Presse und Versammlungen solchen Freisinnigen gegenüber, von denen sie die Überzeugung gewonnen haben, dass es ihnen mit ihrer bürgerlichen Demokratie ernst ist. Es täuscht sich wohl niemand unter uns darüber, dass wir in vielen Fällen die Herren Barth und Gothein zu ebenso entschiedenen Gegnern haben würden oder werden wie die Herren Fischbeck, Kopsch, Wiemer und Genossen. Ja, nach

meiner Ansicht unter Umständen und in bestimmten Fragen wahrscheinlich zu noch entschiedeneren Gegnern. Denn wer in gewissen Punkten politisch fest ist, ist es gewöhnlich in allen. Aber was soll man von den variablen Grössen sagen, die heute die Politik des Freisinns bestimmen? Was von ihnen halten, in welchem Punkt auf Festigkeit bei ihnen rechnen?

Es gibt Gegner, mit denen ein Sozialdemokrat unter keinen Umständen zusammengehen kann, weil sie in allen grundlegenden Fragen Interessen vertreten, die denen der Arbeiterklasse entgegengesetzt sind. Sonst jedoch kann Gegnerschaft in Einzelfragen allein noch kein Grund sein von jeweiliger Kooperation abzusehen, die ja nicht notwendig die Form eines regelrechten Bündnisses oder Kompromisses anzunehmen braucht, für die vielmehr eine einfache Verständigung oft die grössere Gewähr erspriesslicher Resultate darbietet. Aber selbst eine blossе Verständigung mit dem Freisinn scheint nach Lage der Dinge ausgeschlossen, soweit er als Partei in betracht kommt. Man muss dem Fürsten Bülow das eine zugestehen: wenn seine Blockpolitik sonst nichts zu stande bringt, so hat sie doch das eine erzielt: sie hat die Kluft zwischen der Partei, die in Preussen die bürgerliche Demokratie vertreten sollte, und der Arbeiterdemokratie noch breiter und tiefer gemacht als sie vorher war und nach der Natur der Dinge zu sein brauchte. Vom Standpunkt der jetzigen Regierung aus ein grosser Erfolg, aber grade darum in den Augen eines jeden, der eine bürgerlich-demokratische Partei bei uns noch für möglich und wünschenswert hält, eine Schädigung des politischen Lebens, vor der alle die kleinen Geschenke, die der Liberalismus beim Block einhandeln kann, als gänzlich nichtig in die Wage fallen. Der Leute, die das empfinden, gibt es eine ganze Anzahl im Gefolge des Freisinns. So recht wohl ist ja überhaupt nur einer kleinen Minderheit der Freisinnigen bei der gegenwärtigen Blockbrüderschaft. Wenn es Leute im Freisinnslager gibt, die sich von den Herren auf der Rechten durch nicht viel mehr als weniger höfliche Manieren unterscheiden, so sind sie doch, so gross ihr Einfluss auch heute in der Leitung der Partei sein mag, nicht schon die Partei selbst, und ihre Politik begegnet bei den in Reihe und Glied stehenden Mitgliedern zum teil offenem Widerspruch, zum teil nur unlustig oder skeptisch abwartender Duldung.

Fassen wir die Situation so auf statt ganz einseitig den Freisinn bloss als die Partei der Börse zu betrachten, so ergibt sich die von uns ihm gegenüber zu beobachtende Taktik so sehr von selbst, dass sie an verschiedenen Provinzorten schon ohne jede von oben ausgehende Parole oder Direktive in der Hauptsache von den Genossen selbst proklamiert worden ist. Nicht erst heute und nicht nur für ein Land trifft es zu, dass in den industriellen Mittelstädten, wo die Klassenunterschiede sich viel reiner abzeichnen, auch die politischen Fragen viel nüchterner und klarer beurteilt werden als in den von allen möglichen Nebenfragen und Traditionen beeinflussten Hauptstädten.

Einer alten Überlieferung nach ist Berlin die Hochburg des *Radikalismus* in der Sozialdemokratie. Sie ist aber sehr irreleitend. Berlin ist durchaus nicht *radikaler* als die Provinz, die massgebenden Genossen haben in Berlin so wenig wie anderwärts Lust die Politik des mit dem Kopf gegen die Wand Rennens zu kultivieren. Worin jedoch Berlin in der Tat *radikaler* ist als die Masse der Provinzorte, das ist die *Gegnerschaft* gegen den Freisinn. Begreiflich genug. Hier hat der Freisinn lange eine Art Alleinherrschaft aus-

geübt und ist im Rathaus noch die herrschende Partei. Als solche hat er in reichem Masse alle die unangenehmen Eigenschaften entwickelt, welche die politische Herrschaft von jeher mit sich zu bringen pflegt. Der politische Streber und der gedankenlose Mitläufer, die anderwärts Nationalliberale, Konservative oder auch Zentrumsläufer werden, nennen sich in Berlin *freisinnig*. So versteht man es, wenn gerade einsässige Genossen Berlins sehr geneigt sind, auf die Frage *Was ist ein Freisinniger?* die gleiche Antwort zu geben, die im 18. Jahrhundert in England zur Zeit der Herrschaft der Whigs der berühmte Lexikograph Sam Johnson auf die Frage *Was ist ein Whig?* gab, nämlich: ein Schurke. Man versteht aber auch, warum diese Berliner Stimmung nicht für die Politik der Partei im ganzen Lande massgebend sein darf. Denn tatsächlich herrscht im Lande nicht der Freisinn sondern Junker plus Pfaffe plus Bureaukrat plus Industriemagnat plus andere Privilegierte mehr.

Ist somit der Freisinn nicht schon schlechthin der Feind, so können wir nach allem Dargelegten heute doch nur die Gegenströmung in seinem Lager und Gefolge gegen seine derzeitige Politik als Wahlfaktor in unsere Rechnung einsetzen. Dass sie zu einer Spaltung des Freisinns führt, halte ich nicht für sehr wahrscheinlich, und jedenfalls werden wir uns in diese Frage nicht einmischen. Wir haben gar kein Interesse daran, dass der Freisinn sich von neuem spaltet. Aber wir können die schon vorhandene aktive und in noch grösserem Masse vorhandene latente Gegnerschaft gegen die undemokratische Politik der jetzigen Freisinnsführer durch unsere Taktik und Kampfweise stärken und politisch fruchtbar gestalten.

Von seiten der Leitung der Sozialdemokratie ist in dieser Hinsicht bisher nur die Parole bekanntgegeben worden, dass wir im Kampf für das gleiche Wahlrecht in Preussen jede ehrliche Mitwirkung annehmen, komme sie, von welcher Seite sie wolle. Das ist so weit ganz gut, aber es reicht nicht aus. Denn es lässt der Auslegung einen gar zu weiten Spielraum. Es soll doch wohl etwas mehr besagen als die platte Selbstverständlichkeit, dass wir jedem huldreich gestatten unsere Demonstrationen mitzumachen und für unsere Wahlmänner und Kandidaten zu stimmen. Was aber sagt es mehr? Was sagt es hinsichtlich einer etwaigen Gegenleistung unserer Partei im Wahlkampf? Darüber heute schon Klarheit zu schaffen ist deshalb von Wichtigkeit, weil unsere Erklärung in diesem Punkt sowohl für die Auswahl der freisinnigen Wahlmänner wie für die der Kandidaten selbst von weittragender Bedeutung sein kann.

In einer ganzen Reihe von Wahlkreisen sind die Freisinnigen nicht stark genug aus eigener Kraft zu siegen sondern für die Erlangung des Mandats auf Hilfe von rechts oder links angewiesen. Bisher hat man im Freisinnslager gewöhnlich auf beides spekuliert und, je nach der Natur des Wahlkreises, hier als *Hort der Freiheit* gegen die *Reaktion* und dort als *Schutzwehr der Ordnung* gegen die *rote Gefahr* das Mandat eingeheimst. Jetzt weist alles darauf hin, dass unter dem Einfluss der Blockbrüderschaft die Freisinnleitung vorwiegend als letzteres zu kämpfen gedenkt. Es braucht dafür nur an die Parole des Abgeordneten Kopsch vom *Kulturblock von Zedlitz bis zum extremsten Freisinnigen* erinnert zu werden. Ich weiss nicht, was Herr Kopsch unter *extremsten Freisinn* versteht. Jedenfalls aber kann es kein demokratischer Freisinn sein. Ein Wahlblock, der die plutokratischste aller Parteien, die geschworene Gegnerin



der Leitung . . . den monarchischen Staatsordnungen ein entschiedenes Übergewicht über die freie Verfassung«, sagt Eduard Meyer in seiner *Geschichte des Altertums*. Und wie sich dieses Übergewicht in der angehenden Antike, in dem durch die Stadtkriege zerklüfteten Griechenland, wiederherstellte, schildert er lapidarer Weise Wendland in seinem Werk *Die hellenistisch-römische Kultur in ihren Beziehungen zu Judentum und Christentum*: »Der Widerstand der kleinstaatlichen Interessen in Griechenland hatte die zur Einigung drängenden Kräfte lahmgelegt. Philipp und Alexander wurden die Träger der Idee der nationalen Einheit, die den Griechen des Festlandes von aussen aufgezwungen werden musste und von ihrer Majorität bald als Erlösung von dem Fluch der Alleinstreberei freudig begrüsst wurde; sie stellten die panhellenischen Tendenzen und die volkstümlichen Gedanken eines Feldzuges nach Asien in den Dienst ihrer Politik . . . Im Grunde neigte überhaupt die Stimmung der Zeit der monarchischen Form zu. Die geistige Entwicklung hatte in weiten Kreisen dem monarchischen Gedanken den Boden bereitet. In wiederholten Versuchen stellt Xenophon Ideal und Grundsätze der monarchischen Herrschaft theoretisch und in Beispielen dar. Die Idealphilosophie gestaltet das Bild des wahren Herrschers . . . Selbst Demosthenes muss widerwillig die Überlegenheit der Monarchie in der planvollen Verwertung der Kräfte und in der energischen Durchführung einer zielbewussten Politik anerkennen . . .« So werden auch in dem zerrissenen Deutschland und Italien mitten in der demokratischen Strömung der dreissiger Jahre prophetische Stimmen der Sehnsucht nach dem starken Mann und Retter laut, und als in unseren Tagen während der russischen Revolution autonomistische Strömungen die Reichseinheit zu sprengen drohten, riefen nicht bloss die *Nowoje Wremja* und ihre Hintersassen sondern auch streng konstitutionell, ja freiheitlich gesinnte Leute das Zarentum als Klammer des Reichs und letzten Hort des Zusammenhalts aus.

Je grösser aber und je komplizierter das Staatsgebilde wird, und in je vielseitigere Beziehungen zu ebenfalls dauernd geformten Staaten es tritt, um so mehr steigert sich die Forderung der einheitlichen Leitung zu dem Gebot des Nietzsche'schen *langen Willens*, der Fähigkeit über Generationen hinweg bestimmte Interessen zu wahren, bestimmte Ziele festzuhalten. In den grössten Verhältnissen, deren Bild uns etwa England und Rom bieten, rechnet die Politik schliesslich mit allen Staaten der ihr bekannten Welt nur noch als mit Werkzeugen und Schauplätzen ihrer Weltpolitik. In ihnen scheint sich der Erdkreis nur noch nach unterworfenen und noch nicht unterworfenen Gebieten zu scheiden, über denen aber doch schon eine ideale Oberherrlichkeit schwebt. Jedenfalls gibt es keinen Winkel der Welt, wo Rom, wo England nicht mitzusprechen und zwar die erste Stimme abzugeben hätte. Und wie vor zwei Jahren die Briten den Franzosen Marokko schenkten, das ihnen nicht gehörte, so teilten die Römer auf dem selben Boden Kronen aus, ehe sie noch einen Fuss breit afrikanischer Erde besaßen, und erhoben Affären zum Kriegsfall, die sie ungefähr ebensoviel angingen wie die Bagdadbahn die Engländer. Die Sicherheit, mit der in die Zukunft hinaus gewollt und gestrebt wird, bekommt sozusagen eine geographische Bestimmtheit. Die Politik der Römer im Polande und in Südgallien vor Caesars Eroberungszügen bietet hierfür ein ebenso einleuchtendes Beispiel wie es für die neueste Zeit etwa Rohrbach

in seiner Darstellung des Fortschreitens der russischen Weltmacht in Mittel- und Westasien aufgezeichnet hat. Doch wüsste ich keinen schlagenderen Beleg als eine Stelle aus der Rede, die Feldmarschall Yamagata als Ministerpräsident im ersten japanischen Parlament am 6. Dezember 1890 gehalten hat. Er sagte: »Die Unabhängigkeit und Selbsterhaltung eines Landes wird bedingt erstens durch die Verteidigung seiner Machtsphäre und zweitens durch den Schutz seiner Interessensphäre. Ich verstehe unter Machtsphäre die Gebiete des Landes und unter Interessensphäre das Gebiet, das in engstem Zusammenhang mit der Sicherheit der Grenze des Landes steht. Es gibt kein Land, das nicht seine Machtsphäre verteidigen, noch weniger eines, das seine Interessensphäre nicht behaupten wollte.« Man beachte auch den offensiven Sinn des *noch weniger*: er ist im chinesischen und russischen Krieg dem allgemeinen Verständnis aufgegangen. Aber am wichtigsten bleibt doch die scharfe räumliche Abgrenzung, die räumliche Anschauung des politisch Gewollten. Korea und Formosa — um sie handelt es sich hier zunächst —, was sie auch sonst sein mochten, galten dem japanischen Politiker nur als Mittel zur »Sicherheit der Grenze«; vor solchem Zweck verschwindet ihr Eigenrecht in nichts. In die Gesamtrechnung dieser Staatskunst fügt sich ein welterschütternder Krieg als Massregel einer notwendigen Grenzberichtigung ein, etwa wie dem französischen Kolonialpolitiker die Eroberung Marokkos als unausbleibliche Folge jener Politik erscheint, die zum Erwerb von Algier geführt hat.

Grundvoraussetzung ist aber, dass in allen diesen Fällen eine bestimmte Aktion Jahre, ja Jahrzehnte vorher ins Auge gefasst, im Auge behalten, vorbereitet und im geeignet erscheinenden Augenblick durchgeführt wird. Doch zugleich sehen wir, dass die Fähigkeit des langen Planens und langen Festhaltens eines Planes unter den verschiedensten Regierungsformen einem Staate möglich wird. Sogar die am tiefsten aufwühlenden inneren Umwälzungen beirren die Richtung des nach aussen gekehrten Staatswillens nicht. Welcher Abstand von den Zeiten Louis Philippes bis zu den Tagen Clemenceau! Aber in Afrika tritt die republikanische Gegenwart durchaus als Erbin der vorangegangenen Monarchien auf. Und nur in Afrika? Bietet nicht Delcassés Einkreisungspolitik mit Thiers' Drohungen, die in Beckers *Sie sollen ihn nicht haben* ihren Nachhall fanden, gewisse Analogieen? Also ist das Problem, dieses schwierige Problem der Demokratie: dass sie bei all der Mannigfaltigkeit der sich bekämpfenden Interessen, denen sie in der inneren Politik einen fast unbeschränkt freien Spielraum bietet, nach aussen dennoch auf lange Zeiträume hin die Kraft geschlossener Aktionen wahren muss, dieses Lebensproblem des freien Staates, bereits gelöst.

Aber unter bestimmten Bedingungen und in bestimmten Ländern. Wenn das Subjekt der Staatsmacht wechselt, so bleibt immer die entscheidende Frage, wie sich der Wille zur Selbstbehauptung nach aussen auf diese überträgt. Dabei sind allmähliche Übergänge ebensogut möglich wie plötzliche Überwälzungen. In Rom und in England behielten Aristokraten und Optimaten die Lenkung der auswärtigen Angelegenheiten in der Hand, ungeachtet der Demokratisierung des Staatswesens; der Einfluss des Volkes auf diesen Teil der Regierungsgewalt war nur ein mittelbarer und oft nur Schein. In Nordamerika und in Australien haben urwüchsige demokratische Gebilde die Organe der Zusammenfassung und kraftvollen Wirkung nach aussen aus sich hervorgebildet. In



Frankreich schmolz das Feuer der grossen Revolution auch diese Kronkleinodien um. Das erobernde präponderante Frankreich wurde das französische Volk. Und hier zeigte sich, wie sehr Jakob Burckhardts tiefes Wort, das er auf die Religionen münzt, »der Augenblick und die Umstände, da Elemente einer Religion zu festen Formen sich kristallisiert hätten, seien für alle Folgezeit ihrer Entwicklung entscheidend«, auch von den Staaten gilt. Der Thron der Capets, in Versailles gestürzt, erhob sich in dem Herzen jedes Franzosen; da der Staat nun das Volk war, war die Republik das Königreich der 38 Millionen *Louis les Grands*. Und es ist so geblieben, wenn man die Hervés der verschiedenen Epochen abzieht. Die Versailler Idolatrie hat sich in die Selbstvergöttlichung der *Grande Nation* verwandelt; an Stelle des *Roi Soleil* leuchtet die Lichtstadt Paris, das an der Spitze der Zivilisation marschierende Frankreich in das Dunkel der übrigen Barbarenwelt. Der französische Kosmopolitismus, den die Revolution rasch durch die Geburt des Chauvinismus ablöste, kennt nur die durch Frankreich — nötigenfalls mit Waffengewalt — beglückte Welt, wie man Heinrich IV. nachsagte, er plane den Weltfrieden durch einen Weltkrieg zu begründen. Vor allem aber ist die Einheit Frankreichs, wie sie von Ludwig XI. begründet, von Richelieu vollendet wurde, jedem Franzosen ein Lebensgefühl. Und haben Republik und Kaisertum die bourbonische Zentralisation nur gesteigert, so ist der territoriale Begriff, der Staatsbegriff der Nation so sehr französisch geworden, dass selbst ein Jaurès von ihm nicht frei bleibt, die Elsässer für Franzosen hält trotz des deutschen Dialektes, den sie sprechen, und ohne Verständnis dafür, wie teuer sie die politischen Vorteile der französischen Revolution erkaufte haben, indem sie, losgerissen aus ihrer Kulturgemeinschaft, unfruchtbar, leer, ohne Schöpferkraft blieben in den reichsten Jahrzehnten unserer Entwicklung, die alle deutschen Stämme wetteifernd den Bau der modernen Wissenschaft, Philosophie und Dichtung aufführten. Daher kommt es denn, dass Frankreich, das Land der Umwälzungen, für seine Nachbarn das selbe geblieben ist, das es war, dass es immer noch als dunkler Schatten über den deutschen Dingen liegt, und dass nicht die Umgestaltung der Staatsform sondern nur die Unfruchtbarkeit der Ehen, die aus dem einst zahlreichsten das an Zahl schwächste Volk gemacht hat, die Gefährlichkeit seiner Vormachtspolitik milderte und allmählich schwinden lässt. Doch diese Nachteile für die anderen gehen den Franzosen nichts an: er besitzt den unvergleichlichen Vorzug des Königtums und seiner leidigen Fesseln nicht zu bedürfen, weil er selbst königlich geworden ist, begabt das Ganze im Herzen zu tragen, die Schicksale seines Volkes wie seine eigenen zu empfinden. Diese heisse Liebe zur eigenen Nation, die bei dem Franzosen ängstlicher Erwerbssinn, Parteigeist und ultramontane Strömungen gelegentlich trüben, niemals ersticken können, ist die granitene Grundlage seiner selbstherrlichen Demokratie, sie ist auch der inspirierende Genius einer auswärtigen Politik, die, mag sie richtig, mag sie in die Irre gehen, fast stets einig mit dem Volksempfinden geht.

In Ländern eines unentwickelten Konstitutionalismus, wo man kindlich alle Wunderdinge vom Parlament erwartet, spukt in vielen Köpfen der Wahnglaube, die parlamentarische Kontrolle sichere dem Volke die Teilnahme an der äusseren Politik. Wie töricht diese Meinung ist, zeigt die einfache Erwägung, dass die Staatsform an der Art und den Bedingungen gewisser Lebens-

funktionen des Staates unmöglich etwas ändern kann. Wie das Heer immer nur einer kommandieren kann, und nicht eine Volksversammlung, so vermag auch nur einer — und etwa noch eine Gruppe Erfahrener als Ratgeber — Geschäfte zu leiten, bei denen es gilt den rechten Augenblick lauernd zu erhaschen, von wichtigen Verträgen die wichtigsten Punkte und oft ganze Abmachungen zwischen zwei Staaten in strengem Geheimnis zu bewahren. Das britische Parlament ist der absolute Herr und wurde doch bei jedem bedeutenderen Staatsvertrag der letzten Jahre vor eine fertige Tatsache gestellt, das souveräne englische Volk liess sich in den Burenkrieg hineinbugsieren wie der Selbstherrscher Alexander II. in den Türkenkrieg. Wenn man jedoch sagt, die englische Regierung sei bloss ein Ausschuss von Vertrauensmännern der herrschenden Partei, so darf man nicht übersehen, dass *Vertrauen* nicht so sehr die Ergänzung als der Ersatz der Kontrolle ist — und oft ihr Gegensatz. Die herrschende Demokratie nämlich — von der hoffnungslos opponierenden in jedem Zug und im tiefsten Wesen verschieden — muss Funktionen ausüben, das heisst Funktionäre herausstellen und sie mit Vollmachten betrauen. Ihnen verleiht sie fast unmittelbar ausübende Macht, und wenn sie ihnen auch nicht wie die primitivere römische ein nahezu unbegrenztes Recht für die Amtsdauer einräumt, so hat die Kontrolle doch enge Schranken und nur eine nachträgliche Wirksamkeit, was bei auswärtigen Geschäften, wo begangene Fehler nicht mehr gut gemacht werden können, am meisten ins Gewicht fällt. Wieviel gibt es überhaupt in einem regierenden Parlament zu verhandeln, das rasch und im engsten Kreis beraten und entschieden werden muss! Mit dem Reich der Demokratie wächst das Reich der Führer und ihrer Heimlichkeiten, nur die Demokratie der Impotenz lebt sich ganz öffentlich in der ohnmächtigen Phrase aus.

Doch wozu Selbstverständlichkeiten häufen? Übernimmt die Demokratie den Staat, so muss sie seine Geschäfte auch erfüllen, das heisst den Krieg einheitlich und die äussere Politik mit Diskretion betreiben. Sie schafft also viele Gewalten, in denen nur die ähnlichen der Monarchie reproduziert werden. Dennoch ist das Volk der Souverän, und wenn Bismarck, um den alten König zu entschlossenen Taten umzustimmen, grimmigen Wortstreit und Nervenkrisen nicht scheuen durfte, so dass er beim Hinausgehen aus dem Arbeitszimmer seines Herrn in wilder Erregung die Türklinke abbrechen mochte, so hat Chamberlain der Welt gezeigt, welche Mittel der Pressagitation nötig sind, um die dunklen Wogen der Volksmassen aufzupeitschen. Dennoch ziemt es uns schlecht über diese imperialistische Presskampagne die Nase zu rümpfen. Das Volk ist der Riese des Märchens, sein Atem knickt die stärksten Bäume, die Prozesse seines Lebens, Denkens und Umdenkens können sich nur mit Getöse vollziehen. Bezahlte Zeitungsmache? Schön! Nur irrt man, wenn man glaubt, das englische Volk sei am letzten Ende der Betrogene. Im Gegenteil, das englische Volk ist es, das die Grösse Englands will, das eifersüchtig über seine Vorherrschaft auf dem Meere, über sein Weltimperium wacht. Wenn man es heute mit den deutschen Seerüstungen graulich macht, Deutschland überhaupt als Popanz verwendet, weil man Japan und Amerika nicht gut nennen kann, wenn man die Instinkte seiner Handelseifersucht aufregt, um ihm den Plan des grösseren Englands mit seinen grossen Kosten plausibler erscheinen zu lassen, so haben solche Versuche, ob mit anständigen

oder unanständigen Mitteln unternommen, nur darum Sinn und Bedeutung, weil jeder hoffen darf nicht vergeblich den Engländer zu beunruhigen, wenn er den Ruhm seiner Seegeltung und Handelsgrösse gefährdet zeigt. Schulze-Gaevernitz hat in seinem nicht nur an Voreiligkeiten sondern auch an tiefen und feinen volkpsychologischen Ergründungen reichen Buche über den englischen Imperialismus eins zur besondern Schärfe und überzeugenden Klarheit herausgearbeitet: wie der politische Sinn des selbstherrlichen englischen Volkes selbst in den Zeiten der Verdunkelung durch manchersterliche Ideen, als man von der Nützlichkeit des Aufgebens der Kolonien reden durfte, wo immer es zu entscheidender Tat kam, die Regierung in der Richtung der realen Notwendigkeit der britischen Weltpolitik vorwärtsstiess. So wurde sogar Gladstone, ob er nun wollte oder nicht, ein Mehrer des Reichs, und auch jetzt sehen wir zwar die liberale Regierung die imperialistischen Prokonsuln Cromer und Curzon aus dem Amt entfernen, aber die weltumschnürende Machtpolitik seiner konservativen Vorgänger führt Gray in noch grösserem Sinne fort.

Und er ist darin bloss der beauftragte Geschäftsträger seines Volkes. Gerade bei kleinen Anlässen enthüllt sich oft das Tiefste und Verborgenste eines Volkscharakters. Als der portugiesische König unter den Revolverschüssen seiner geliebten Untertanen die Seele aushauchte, hüllte sich ganz England in Trauer. In Parlament und Presse waren Liberale und Konservative einig, um dem heimgegangenen Freund Grossbritanniens die gebührenden Tränen des Mitleids zu weinen. Ob sie echt waren? Warum nicht? An sich betrachtet hätte dieser Carlos mit seiner Diktatur des Bankrotts dem freiheitsstolzen und geschäftlich korrekten Engländer am wenigsten behagen können. Allein das sind Urteile der Privatmoral, vielleicht der Parteimoral. Dem Auslande gegenüber ist der Engländer nicht Mensch, auch nicht Liberaler oder Konservativer, sondern Engländer. Ob er nun als bescheidener Leitartikler die Feder, oder ob er als Minister das Portefeuille führt: er fühlt sich vor dem Auslande als Vertreter seiner Nation, als Stück und Teil deren Souveränität, mit der gesalbt und gekrönt er selbst hinter das staubige Schreibpult tritt. Und so sagt er sich wohl: Dieser Carlos war ein wunderlicher Christ, ginge uns sein Portugal weniger an, würde ich jetzt in freiheitlicher Entrüstung rasen — was sich auch sehr schön anliesse und an sich vorteilhaft wäre: denn England hat bei gar manchen immer noch das Ansehen, dass es die Freiheit uneigennützig in aller Welt schützt und fördert —; doch Portugal ist unsere unentbehrliche Schiffsstation, und sein König war ein ergebener Vasall, hier kommen Interessen Englands in betracht und seine Ehre, die gebietet den Treuen Treue zu bewahren.

Noch im letzten englischen Schmock und selbst im verranntesten *Theoretiker* — wie der Fall Steads beweist, des jetzt zum Flottenschwärmer bekehrten — lebt ein Funke von jenem Idealismus, der den einzelnen nötigt vor dem Namen des Volkes alle Privatliebhabereien und alle Privatmoral zurücktreten zu lassen. Das Gegenbild können wir leider in unserer Nähe in unserem Volke am leichtesten antreffen, wo jeder statt der unsichtbaren Krone die ihm an den Leib gewachsene Bierbank und Bierbankpolitik mitschleppt und auf der Tribüne nicht anders als in der Kneipe seine Moral auslebt. Lasst den Engländer seine Prinzipien plagen, so handelt sich's um eine Sache, in die nicht die Interessen seines Staates verflochten sind, oder wo es sein Ansehen erhöht:

bei uns wird der Prinzipienlärm am lautesten, wenn die Pflicht geböte die anvertrauten Interessen der gesamten Nation am gewissenhaftesten wahrzunehmen. Es hat eben jeder das Gefühl, dass er unverbindlich redet, als ein Unverantwortlicher, und dass für das Ganze die hohe Obrigkeit zu sorgen hat. Wir haben die Freiheit der Kritik, die träge, schwatzhafte Moral des Zuschauers. Die anderen, die auf der Bühne Weltgeschichte agieren, sind nicht so frei: sie haben die Gefahr, die Gebundenheit, die Gebote, die den Handelnden leiten.

XX

## ROMAN STRELTZOW · DIE POLITISCHE LAGE UND DIE SOZIALDEMOKRATIE IN RUSSLAND



IE Geschichte wiederholt sich. Die Reaktion ist erstarkt, und mit ihr kehren die alten Begleiterscheinungen wieder. Das *unterirdische Russland*, das eine Zeitlang fast ganz entvölkert war, ist wiederum stark belebt, und die gute alte Zeit des Emigrantentums ist wieder da. Das Aufleben des Emigrantentums ruft auch die *unterirdische* Presse auf den Plan. Die verrostete russische Druckmaschine im Auslande beginnt wieder zu arbeiten, und die friedlichen Ufer des Genfer Sees hören von neuem das freie russische sozialistische Wort. Die Geschichte wiederholt sich.

Die Wiedergeburt der russischen sozialistischen Presse im Auslande dokumentiert gewissermassen offiziell die traurige Tatsache, dass alle Versuche des russischen Sozialismus ein legales Dasein für sich zu erobern misslungen sind. Nur im Parlament darf noch ein sozialistisches Wort ertönen. Ausserhalb dieses Hauses bleiben die Vertreter der Arbeitersache stumm. Die ersten Zeilen der *befreiten* Presse sind naturgemäss Betrachtungen über das Woher und das Wohin. Man sucht die Vergangenheit zu erfassen, denn man will die Gegenwart verstehen, um für die Zukunft bauen zu können. Die Bekanntschaft mit diesen Betrachtungen ist also auch für die ausländischen Genossen nicht uninteressant. Sie zeigen, was man für die nächste Zeit von der russischen Revolution zu erwarten hat.

Wir beginnen mit den Ansichten, die das Organ der *Bolschewikifraktion*, der *Proletarij*, geäussert hat. Das Organ kann sich natürlich der Tatsache nicht verschliessen, dass der »erste Ansturm der Revolution« abgeschlagen und die Herrschaft der Reaktion wieder hergestellt ist. »Aber worüber herrscht die Reaktion?« Auf diese klare Frage bekommen wir eine etwas verschwommene Antwort:

»Nicht über das Element des Volkslebens: dieses beherrscht niemand, und niemand ausser der organisierten Masse selbst wird auch die Herrschaft über es gewinnen können . . . Als Herren und Herrscher erscheinen die Sieger nur in der kleinen, von Bajonetten verteidigten Welt der offiziellen Politik.«  
Nach der Ansicht des *Proletarij* hat also die Reaktion keine Unterstützung im Volke selbst, und ihre Macht beruht nur auf den Bajonetten der Armee. Wie es kommt, dass die Armee, die auf grund der allgemeinen Wehrpflicht gebildet ist, so unberührt von der Volksstimmung bleiben kann, erklärt der Artikel nicht. Das Rätsel der politischen Macht, die von keiner Volksmasse — bewusst oder unbewusst — getragen wird, bleibt somit ungelöst. Das ist sehr schade, besonders angesichts der Vorstellung der *Proletarij*redaktion

von der momentanen Lage der sozialen Kräfte in Russland. Wir erfahren darüber folgendes:

»Rechts: der reaktionäre Verband der Grossgrundbesitzer, der Grosskapitalisten und der Bureaucratie. Dieser Verband steht auf dem Boden der aktiven Konterrevolution, worunter er den Bürgerkrieg gegen das Volk versteht, und die er auch in dieser Form betätigt. Links: das bewusst revolutionäre Proletariat und das revolutionär gestimmte Bauerntum. Sie stehen auch in Kampfposition und sammeln Kräfte für die nächste Etappe der Revolution, die sie sich als einen neuen Massenansturm auf die alte Ordnung und auf die Reaktion denken. Zwischen diesen und jenen: Mittelschichten des Mittel- und Kleinbürgertums mit seiner *Intelligenz*. Mutlos erdulden sie das Joch der Reaktion, weit entfernt von jeglicher kriegerischer Stimmung, ohne Glauben an die Revolution.«

An einer anderen Stelle heisst es:

»Beide Lager, die Reaktion und die Revolution, fahren weiter fort in der Verstärkung und Entfaltung ihrer Kräfte. Beide stehen auf dem revolutionären Boden und denken nicht daran ihn zu verlassen.«

Die Sache liegt also klar. Die Revolution verfügt über das gesamte Bauerntum und über das gesamte Proletariat, das heisst über mehr als 95 % des gesamten russischen Volkes. Die Reaktion dagegen herrscht nur in der »kleinen Welt der offiziellen Politik« und hat zu ihrer Verfügung nur die Grossgrundbesitzer, Grosskapitalisten und die Beamten, das heisst kaum mehr als einige Zehn- oder Hunderttausend Personen. Sowohl die Reaktion als auch die Revolution stehen in der »Kampfposition« und entfalten ihre Kräfte. Die Mittelschichten bleiben mut- und tatlos, der Sieg der übergrossen Majorität der *bewussten Revolutionäre* und *revolutionär Gestimmten* ist unter diesen Umständen mehr als sicher.

Dies erfreuliche Bild der politischen Situation in Russland wird gewiss jeden Freund der russischen Freiheitsbewegung mit grosser Befriedigung erfüllen. Man darf nur nicht dabei irgendwelche opportunistischen Zweifel aufkommen lassen, man soll das rosafarbene Bild geniessen, so wie es dargeboten wird. Denn es wäre wirklich lächerlich und philisterhaft, wollte man der *bewusst revolutionären* Redaktion des *Proletarij* etwa folgende Fragen vorlegen: Wie kommt es, dass bei solcher Machtstellung der Revolution die Reaktion doch so stark ist, dass sie das Wahlrecht ohne weiteres gegen das Bauerntum und das Proletariat ändern konnte? Wie ist es möglich, dass die winzige Zahl der Reaktionsäre jede Bewegung des Proletariats unterdrücken konnte? Weshalb schwieg das Proletariat, als man seine Gewerkschaften auflöste, als man seine Partei zertrümmerte, als man seine Deputierten nach Sibirien in die Bergwerke transportierte? Und wie ist es möglich, dass bei solcher revolutionären Stimmung und Kampfbereitschaft des Proletariats und des Bauerntums, der *Proletarij*, das führende Organ der Millionen und Abermillionen der *bewussten Revolutionäre* und der *revolutionär Gestimmten*, in das Ausland fliehen musste, um von dort erst den nahe bevorstehenden Sturm zu leiten? Indes, das sind alles höchst müssige und widerwärtig opportunistische Fragen, die einen *bewusst revolutionären* Mitarbeiter des *Proletarij* nicht zu quälen brauchen.

Das Organ der *Menschewiki*, das die Meinungen Plechanows, Axelrods und ihrer Freunde wiedergibt, der *Golos Sozialdemokrata*, sieht freilich die Situation ganz anders an:

»Die unvollendete russische Revolution ist in diesem Momente zerschlagen. Die Anstrengungen der revolutionären Klassen endeten mit ihrer Niederlage . . . Die Regierung hat nicht alle Attacken der revolutionären Armee abgeschlagen; aber

sie hat noch die Möglichkeit zur Reparatur der Breschen zu schreiten, die die Revolution ihrer Festung zu legen vermochte.«

Und wie sieht jetzt die revolutionäre Armee aus, die nach den Beteuerungen des *Proletarij* in »Kampfposition« sich befindet? Der *Golos Sozialdemokrata* meint darüber:

»Die revolutionäre Armee ist nicht nur verblutet; sie ist noch dazu desorganisiert und demoralisiert. Der erzwungene Rückzug vollzieht sich in Unordnung; zeitweise ergreift die enttäuschten Reihen eine Panik, und ohne Kampf gibt die Armee Positionen auf, die noch mit Erfolg verteidigt werden können . . . Das sind die gewöhnlichen Folgen einer grossen Niederlage, und seit dem Dezember 1905 haben sie alle eine solche erlitten: das Bürgertum, das Proletariat, die städtische Demokratie und das Bauerntum.«

Man sieht, die *Menschewiki* haben ganz andere Wahrnehmungsorgane als die *Bolschewiki*. Und man muss zugestehen, dass die ehrliche Sprache der *Menschewiki* viel mehr mit den Tatsachen der Wirklichkeit in Einklang steht als die selbstgefälligen Selbsttäuschungen der Leninianer. Es ist deshalb ganz natürlich, dass die *Bolschewiki*, die nicht den Mut haben der Wirklichkeit ins Auge zu schauen, in den rücksichtslosen Feststellungen der *Menschewiki* nur *Begräbnisreden* erblicken. Sie verstehen nicht, dass ohne rücksichtsloses Aussprechen dessen, was ist, die sozialistische Bewegung in Russland keinen Schritt vorwärts machen kann. Der Sozialismus hat es nicht nötig sich selbst an Phrasen zu berauschen, und die *Begräbnisreden* der *Menschewiki* dienen seiner Entwicklung in viel höherem Masse als die Hurrarufe der *revolutionären* Schönredner.

Die Rücksichtslosigkeit, die dem *Golos Sozialdemokrata* eigen ist, schreckt auch vor der Erkenntnis der Lage der eigenen Partei nicht zurück. Unerschrocken konstatiert er die Tatsache, dass der Parteiorganismus so gut wie gar nicht funktioniert und dass es jetzt eine der wichtigsten Aufgaben der Sozialdemokratie sei diesen Organismus wiederherzustellen. Die Ursachen dieser Funktionsstörungen schildert der *Golos* folgendermassen:

»Nach der Dezemberniederlage haben die Bedingungen der russischen Arbeiterbewegung eine tiefgehende Änderung erfahren. Alle gesellschaftlichen Klassen schaffen eigene Zentren der politischen Leitung, wählen sich eigene Wege des politischen Kampfes. Das Proletariat selbst beginnt instinktiv — und oft gegen die Ratschläge seiner sozialdemokratischen Führer — seine eigenen Massenorganisationen auf demjenigen Boden zu bilden, der ihm, juristisch oder faktisch, durch die Halbsiege der Revolution zugänglich gemacht wurde. *Dumaf*aktionen, Arbeiterklubs, Gewerkschaften und Gewerkschaftspresse, Fabrikausschüsse und Genossenschaften werden Zentren der aktiven Elemente des Proletariats und Zentren für die Beeinflussung der breiten Arbeitermassen. Der Parteiapparat, der immer mehr von der Öffentlichkeit verdrängt wurde, findet aber den Boden nicht mehr, den er bis 1905 hatte. Die früheren Funktionen sind während der Revolution in bedeutendem Umfange in andere Sphären übergegangen. Die sozialistische Propaganda ist eine halblegale Tätigkeit geworden, die politische Agitation wird auch teilweise von der legalen Presse betrieben, und die Organisation des alltäglichen ökonomischen Kampfes haben die Gewerkschaften übernommen. Gleichzeitig hat die Revolution der Sozialdemokratie fast überall diejenigen kleinbürgerlichen Schichten abwendig gemacht, deren Beeinflussung in früherer Zeit eine ihrer wichtigen politischen Aufgaben war. Der Parteiapparat verlor die Funktionen, für die er geschaffen war, und begann deshalb dem Verfall entgegenzugehen . . . Unter diesen Umständen, auf dem Hintergrund des wachsenden Triumphes der Reaktion und der unerhörten Verfolgungen der Sozialdemokratie, bedurfte es nicht allzuviel Zeit, bis die Parteiorganisation in volle Unordnung kam und in die Rolle eines fünften Rades für die Arbeiterbewegung geriet.«

Die *Menschewikifraktion* gibt sich somit volle Rechenschaft über die augenblickliche Lage. Sie weiss, dass es viele Mühe und viele harten Kämpfe erfordern wird dem zerrütteten Parteiorganismus auf die Beine zu helfen. Sie kann sich aber damit trösten, dass ihre Bemühungen Erfolg versprechen. Eine Regeneration der sozialistischen Bewegung in Russland ist nur auf dem Wege des *Menschewismus* möglich.

XX

## WOLFGANG HEINE · ZUR FRAGE DER MACHT- MITTEL IM KAMPF UMS WAHLRECHT



EGEN meine Äusserungen über den Wahlrechtskampf in dieser Zeitschrift<sup>1)</sup> polemisiert ein Artikel der *Neuen Zeit*<sup>2)</sup>. Ich hatte darauf hingewiesen, dass die materiellen Machtmittel der Sozialdemokratie in diesem Kampf sehr gering seien, und dass namentlich keine Rede davon sein könne durch eine kurze revolutionäre Aktion für Preussen das im Reich geltende Wahlrecht zu erringen. Ich will mich nicht dabei aufhalten, dass der Verfasser jenes Artikels, Genosse Prager, dies so wiedergibt, als hätte ich eine »kurze revolutionäre Aktion« als »Schreckgespenst an die Wand gemalt«. Ich habe nur festgestellt, dass zu einer solchen die Machtmittel fehlen, dass Versuche dieser Art nur der preussischen Reaktion zu gute kommen würden, dass die Sozialdemokratie solche Torheiten vermeiden würde, und dass man deshalb auch dementsprechend reden solle. Ich bin indessen zufrieden, dass auch Genosse Prager nicht an solche Aktion zu glauben scheint und schenke ihm die liebenswürdige Unterstellung. Ich freue mich sogar sehr, wenn meine Bemerkung von den »geringen materiellen Machtmitteln« den Genossen veranlasst hat die der Sozialdemokratie zur Verfügung stehenden materiellen Machtmittel zu prüfen und aufzuzählen.

Der Generalstreik kommt auch nach Pragers Darlegung bei den in Deutschland zurzeit herrschenden Verhältnissen nicht in Frage, weil die Arbeiterklasse die Kosten zu tragen hätte. Das entspricht ganz meiner Auffassung, die ich früher einmal schon in den *Sozialistischen Monatsheften* ausgesprochen habe<sup>3)</sup>. Die Phantasie eines friedlichen, nicht zur Gewaltanwendung führenden Generalstreiks ist unhaltbar. Hat man also Gründe — gleichviel welcher Art — nicht zur Gewalt zu greifen, so sprechen diese auch gegen den Generalstreik. Übrigens gilt nach meiner Überzeugung und nach den tatsächlichen Erfahrungen ganz das selbe von Strassendemonstrationen, sobald sie einen gewissen begrenzten Umfang überschreiten. Ob sich diese Verhältnisse im Laufe der Zeit einmal ändern werden, ob es dann möglich sein wird durch Generalstreik und Strassendemonstrationen zu wirken, ohne sofort einen Entscheidungskampf mit der Waffe herbeizuführen, brauchen wir jetzt nicht zu untersuchen. Von jedem Standpunkt aus wird man anerkennen müssen, dass Generalstreik und andere Demonstrationen, wenn sie darauf hinauslaufen, dass die Arbeiter verprügelt, eingekerkert oder niedergeschossen

<sup>1)</sup> Vergl. meinen Artikel *Der Kampf um die preussische Wahlrechtsreform* in diesem Bande der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 75 ff.

<sup>2)</sup> Vergl. Eugen Prager *Der Kampf um das Wahlrecht* in der *Neuen Zeit*, 1907-1908, 1. Band, pag. 803 ff.

<sup>3)</sup> Vergl. meinen Artikel *Politischer Massenstreik im gegenwärtigen Deutschland?* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1905, 2. Band, pag. 754 ff.

werden, ohne sich wirksam wehren zu können, kaum als *materielle Machtmittel* zu bezeichnen wären.

Genosse Prager denkt vor allem an wirtschaftliche Machtmittel und erwägt die Möglichkeit der passiven Resistenz; dabei berücksichtigt er, wie anerkannt werden muss, auch die moralischen Bedenken, die ihr entgegenstehen. Wenn er aber doch gewisse Hoffnungen daran knüpft, so übersieht er meines Erachtens folgendes: Die passive Resistenz konnte Erfolge erreichen bei der Post und Eisenbahn, wo der Dienst unbedingt getan werden muss, auch wenn bei der Arbeit wirtschaftlich nichts herauskommt, wo auch die Angestellten zumeist dauernde Kontrakte haben, feste Gehälter beziehen und nur auf grund von Disziplinarvorschriften entlassen werden können, die natürlich schwer anwendbar sind, wenn die Angestellten genau reglementsässig gearbeitet haben. In den Privatindustriellen ist das ganz anders. In Norddeutschland sind die Arbeiter meist ohne Kündigung angestellt, können also auch ohne Grund täglich entlassen werden. Ein grosser Teil der Vorschriften über die Ausführung der Arbeiten ist leicht abzuändern. Jede Weigerung, in der befohlenen Art zu arbeiten kann, auch wo eine Kündigungsfrist besteht, sofort zur Entlassung führen; die ausgesprochene Absicht möglichst wenig zu arbeiten sicherlich. Die wichtigsten Arbeiten werden in Stücklohn ausgeführt, so dass die Arbeiter bei passiver Resistenz zunächst sich selber schädigen würden. Jedenfalls würde kein industrieller Arbeitgeber so töricht sein Arbeitslohn, Material, Kohle und Licht zu verschwenden, um nicht einmal ein Arbeitsprodukt zu erzielen; er würde es viel vorteilhafter finden den Betrieb sofort zu schliessen. Aus einer einigermaßen umfangreichen passiven Resistenz würde alsbald eine viel umfangreichere Arbeitersperrung werden. Namentlich wenn die passive Resistenz einem allgemeinen politischen Zweck diene, der Arbeitgeber also gar nicht die Möglichkeit hätte sie durch Bewilligungen zu beseitigen, würde sie unzweifelhaft diese Folge haben, während sie vielleicht in einzelnen Fällen auf einen oder wenige Betriebe und rein im Arbeitsvertrag liegende Ziele beschränkt, zu raschen Erfolgen führen könnte. Was also gegen einen politischen Massenstreik spricht, das ist auch gegen die passive Resistenz als politisches Kampfmittel der Massen einzuwenden. Abgesehen von der schweren Durchführbarkeit in wirtschaftlicher Beziehung kommt namentlich die Unsumme von Erbitterung in betracht, die ein solcher Kampf erzeugen muss, weil er eine Unzahl berechtigter Interessen verletzt, die mit dem Ziel des Kampfes in keiner Weise zusammenhängen, und weil er wahllos den Freund wie den Feind schädigt. Für das gegenwärtige Preussen scheint mir die passive Resistenz kein in betracht kommendes materielles Machtmittel im Wahlrechtskampfe zu sein.<sup>4)</sup>

Sodann erinnert Genosse Prager an die Macht der Arbeiter als Konsumenten. Er glaubt die Gleichgültigkeit oder gar Feindlichkeit der kleinen Kaufleute und Handwerker gegen die Wahlreform überwinden zu können, wenn man ihnen bewiese, dass es gegen ihr Interesse sei mit den Gegnern der Arbeiter gemeinsame Sache zu machen. Er fordert deshalb energische Unterstützung der Konsumvereine durch die Arbeiter. Dies wäre schon an sich lobenswert, aber durchaus kein Mittel die Kleinbürger zu einer der Wahlreform

<sup>4)</sup> Auch die Redaktion der *Neuen Zeit* lehnt übrigens in einer Erklärung (1907-1908, 1. Band, pag. 896) die passive Resistenz als Mittel im Wahlrechtskampfe ab.



günstigeren Stellungnahme zu zwingen. Als solches *materielles* Machtmittel könnte höchstens die Drohung wirken dem Konsumverein beizutreten, aber nur mit dem Hinweis, dass man im Falle wahlrechtsfreundlicher Haltung der Bäcker, Krämer usw. wieder bei ihnen kaufen oder aus dem Konsumverein austreten würde. Das kann Genosse Prager aber wohl nicht wünschen. Es würde auch der Konsumvereinsbewegung weniger nützen als schaden.

Gänzlich phantastisch erscheint mir aber der Hinweis Pragers, die Arbeiterschaft habe ein materielles Machtmittel in der Möglichkeit sich des Biers und Branntweins zu enthalten und dadurch die Steuereinnahmen des Staates zu schädigen. Ich wünschte, dass die Arbeiter schon aus anderen Gründen ihren Konsum von Bier und Branntwein noch mehr einschränkten. Einen völligen Verzicht darauf halte ich in der Gegenwart für unmöglich. Welche Schwierigkeiten macht schon die Durchführung jedes kurzen lokalen Bierboykotts, wo doch in der Regel andere Biere als Ersatz zur Verfügung stehen! Es ist undenkbar, dass einer politischen Forderung wegen im Handumdrehen eine das ganze Volk beherrschende Sitte abgelegt würde. Solche Kampfmittel kann eine kleine Gruppe vorübergehend anwenden, namentlich wenn äussere Verhältnisse sie unterstützen. Die Nordamerikaner konnten vor Beginn des Unabhängigkeitskrieges den Teeimport, der in wenigen Händen war, lahmlegen und damit die Teetaxe praktisch hintertreiben. Kam kein Tee ins Land, so konnte keiner getrunken werden. Ganz anders liegt es bei uns mit dem Bier und Branntwein, die überall im Inlande hergestellt werden, und die sich den Konsumenten geradezu aufdrängen. Zudem müsste diese heroische Enthaltsamkeit jahrelang durchgeführt werden, ehe sie als materielles Machtmittel auf den Staat und seine einflussreichen Mitbürger wirken könnte. Wenn sie überhaupt wirkte. Denn die aufgeklärte Arbeiterschaft stellt schon jetzt die schwächsten Konsumenten geistiger Getränke, und die unaufgeklärten Liebhaber des Alkohols würden durch solche Politik von der Aufklärung, von unseren politischen Zielen und damit auch von der endlichen Überwindung der Trinksitten nur immer ferner gehalten werden; sie würden den Bier- und Schnapsenuss erst recht mit dem Bewusstsein betreiben dabei patriotisch zu handeln.

Für diese *reformerische* Phantastik, die mir ebenso irreführend erscheint, wie *revolutionäre* Phantasieen, ist übrigens Genosse Prager nicht allein verantwortlich, sondern er beruft sich dafür auf Frau Roland-Holst.

Die wirklichen und nächsten materiellen Machtmittel der Arbeiterklasse in der Wahlrechtsfrage liegen in der Ausnutzung der kommenden Landtagswahl. Diese muss zu einer grossartigen Stimmzählung für die Wahlrechtsreform benutzt, und es muss durch überlegte Wahltaktik auch die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses möglichst beeinflusst werden. Demnächst kommt der Vorschlag der *Preussenkorrespondenz* in betracht, der die Öffentlichkeit der Stimmabgabe und den Terrorismus und Gewissenszwang, den die Anhänger des bestehenden Wahlrechts damit zu üben pflegen, und der der wahre Zweck der öffentlichen Wahl ist, durch sich selber widerlegen will. So sehr wir grundsätzlich alles verwerfen, was die freie Betätigung der Überzeugungen einengt, so sehr wir in dieser uneingeschränkten Freiheit der Wähler die Grundlage des politischen Lebens, das notwendige Korrektiv gegen Willkürherrschaft und gegen Schwerfälligkeit der Regierung sowohl wie der Parteien erblicken, ja gerade eben aus diesem Grunde halten wir die Sozialdemokratie für berechtigt

hier einmal die selben Waffen gegen die Volksfeinde zu kehren, die diese fortwährend gegen das Volk verwenden. Es geht nicht länger, dass die Öffentlichkeit der Abstimmung von einer kleinen unverständigen Minderheit zur Unterdrückung der Mehrheit benutzt wird. Die Mehrheit selbst soll sich der Macht, die sie dadurch ausüben kann, erinnern und sie benutzen, freilich nur um die Öffentlichkeit der Wahl und damit die Möglichkeit jeden Drucks auf die freie Überzeugung, komme er von oben oder unten, endgültig zu beseitigen. Deshalb ist es jetzt Recht und Pflicht der Arbeiterklasse alle Geschäftsleute, die bei der nächsten Wahl nicht unbedingt im Sinne der Wahlrechtsreform stimmen, dieser Abstimmung wegen ihre wirtschaftliche Macht fühlen zu lassen und dadurch der öffentlichen Abstimmung Gegner zu schaffen. Der Weg zur gleichen und direkten Wahl geht über die geheime Wahl.

Merkwürdigerweise erwähnt Genosse Prager diese materiellen Mittel des Wahlrechtskampfes gar nicht. Wichtiger als die von ihm erörterten sind sie schon, wenn man sich auch nicht der Täuschung hingeben soll durch sie sofortige unmittelbare Erfolge zu erzielen. Die wahrsten und besten Machtmittel der Arbeiter in der Wahlrechtsfrage liegen allerdings auf moralischem Gebiet: darin, dass die Ungerechtigkeit der öffentlichen Dreiklassenwahl, ihre Unvereinbarkeit mit jeder ruhigen natürlichen Fortentwicklung Deutschlands schliesslich von jedem zugegeben werden muss, der nicht lügt. Ferner aber in der Tatsache, dass ebenso entrechtet wie die Arbeiter auch die gesamten Mittelklassen sind, namentlich auch die im Besitze der Organe der öffentlichen Meinung befindlichen Kreise der sogenannten *Intelligenz*. Für einen schnell zur Entscheidung treibenden Kampf wäre auf diese Kreise kaum zu rechnen, wohl aber auf ihre allmähliche Durchdringung mit dem Bewusstsein der Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes. Solche geistigen Einflüsse würden schliesslich auch diejenigen Führer bürgerlicher Parteien mit fortreissen, die jetzt aus kleinem Parteinteresse oder aus Unfähigkeit der Wahlrechtsbewegung lau oder gar feindlich gegenüber stehen.

XX

## MATHILDE MORNAY · DELACROIX



ELACROIX' Erscheinung fällt in eine Zeit, in der die Kunst einer kräftigen Hand bedurfte, um aus höfischer Engigkeit und billiger Gefühlskoketterie herausgerissen zu werden. David und Ingres malten damals ihre Bilder, die keinen Zoll breit aus dem Rahmen traten, den die konventionelle Zeit des ersten Kaiserreiches ihnen vorschrieb. Die Sprache der Farbe war vergessen, und die Form wagte nur noch leise und süß zu reden; im besten Falle war sie unaufdringlich und fand durch Einfachheit einen vornehmen Stil. Sie wusste nichts mehr vom Leben, und Donatello und Michelangelo schienen für dies Zeitalter nicht gelebt zu haben. Die Bilder Ingres' zeichnen sich durch eine gewisse schläfrige Delikatesse aus; und Davids Menschen scheinen die Genauigkeit und Pünktlichkeit in Person zu sein; sie wecken Vorstellungen von Paradesälen und Exerzierplätzen.

Delacroix machte sich mit einem Schlage von der Schule los, und seine Bedeutung ist um so heller, als er die Kampfesfreude rettete in einer Zeit, die auf weichen Kissen einzuschlafen drohte. Wie etwas vollkommen Neues, etwas Elementares wirkt er zwischen seinen Zeitgenossen, und ein Strom von Kraft

und Jugendlichkeit geht von ihm aus, der in seinem Überfluten nur Fruchtbarkeit mit sich bringen kann. Fruchtbarkeit ist der vielleicht tiefste Inhalt der Werke Delacroix'. Die Fruchtbarkeit der Erde, die Wachstum und Farbengebende Fruchtbarkeit quillt aus seinen Landschaften, aus den Leibern seiner Menschen. Eine merkwürdige Kritik hörte ich kürzlich vor einigen seiner Bilder: »Wie findest du Delacroix?« fragte jemand seinen Nachbar. »Blut«, antwortete der Gefragte. Er war sich schwerlich bewusst, wie umfassend seine Antwort war. Dem naivsten Beobachter mag dies Wort auf die Lippen kommen durch den Eindruck der Phantasie Delacroix', die etwas von Raubtierfreude hat. Raubtiere liebte er ebenso sehr darzustellen wie sich bäumende Pferde; doch ist diese besondere Vorliebe nur ein kleiner Teil der Schale eines grossen Kerns. Die Phantasie Delacroix' roch Blut, empfand Fleisch, weil in ihr ein drängendes Gefühl für zuckende Körper, für Gewalt, für gesteigertes Leben war, kurz weil Blut in ihr selber war. Er ist aus dem alten Geschlecht jener Künstler, die ihre Kraft aus der Erde schöpfend immer wieder dieser Erde und dem heissen Leben auf dieser Erde Gewalt antun wollen, die diese feindselige und geliebte Macht sich unterjochen müssen, um neues Leben zu zeugen. Sie haben sich die Arme stark machen lassen durch die Schule ihrer Väter und suchen immer wieder das Leuchten in die Dunkelheit zu zwingen. In der Schläfrigkeit und Verlogenheit, die zu jeder Zeit das Durchschnittskontingent der Malerei stellen werden, und die am Anfang des 19. Jahrhunderts selbst durch wirkliche Talente, an deren Spitze Ingres stand, autorisiert wurden, zeigte Delacroix zuerst den Mut der Sachlichkeit. Der süsslichen Phantasie seiner Zeitgenossen setzte er Nüchternheit entgegen, und diese Aufrichtigkeit der Anschauung war ausschlaggebender für den Eindruck seines Erscheinens als die Wildheit seiner Stoffe, die den zarten Geist der damaligen Künstler frappierten.

Delacroix muss mit einem unbestechlichen Auge in das Leben gesehen haben: er liess sich nicht durch Nachbarn, durch enge Räume und niedrige Dächer verwirren, sondern seine Seele griff zurück zu den Vorfahren, deren rechter Enkel er war, und riss ihr Erbe an sich. Er steht auf den Schultern Rubens', und er war ein kluger Schüler des Velazquez. Darin liegt seine Stärke, das Zukunftverheissende seiner Persönlichkeit, und darin liegt auch seine Schwäche. Es scheint fast, als ob Delacroix berufen war die Kunst zu retten, hinüberzuretten durch eine schwächliche Zeit in eine ferne Zukunft, als ob er der Fährmann war, der die Krone über den Strom bringen sollte; aber er war nicht der Herzog selbst, der sie sich aufs Haupt setzen durfte. Rubens hinterliess der Welt den Eindruck des hinreissenden Temperaments, einer Lebensfreude, die sich in Licht badete, und die mit lachenden unersättlichen Lippen die Welt zu küssen schien. Die Welt des Rubens brauchte den Velazquez, das Fassen der Melodie in das stärkste Lied, doch noch fehlte dieser Zusammenfasser. Es liegt ein unendlich feinsinniger Wille darin, dass die Natur, die dem Werk der Künstler eine wundervolle Vollendung gab, einen Menschen schuf wie Rubens, der ein so unvollendetes Werk zurückliess, der, obgleich er Höhen erklimmte, die andere kaum ahnten, doch sein Feld roh und unkultiviert liess. Mit einer Gewissenlosigkeit ohne gleichen scheint dieser Künstler mit seiner Aufgabe gewirtschaftet zu haben, und doch hat noch keiner seiner Schüler, der mit schärferem Gewissen an diese Arbeit herantrat, auch nur

ein dem annäherndes Weltumfassen aus seiner Seele leuchten lassen. Rubens' Roheit war ein Teil, und nicht der kleinste Teil seines Genies, und seine Welt war so gross, dass eine ganze Nachwelt noch wird zu kauen haben an den Bissen, die er ihnen vorsetzte.

Delacroix hätte zu der Familie Rubens' gehört, auch wenn er nie ein Bild seines Vorgängers gesehen hätte. Er gehörte ebenso gut zu der Tizians und Goyas, denn diese Menschen waren nicht Kinder einer Richtung; sie waren schlechthin Kinder der Malerei. In goldigen Tizians steckt schon diese wunderbare Beziehung des Fleisches zu allem Umgebenden, die Sprache des Blaus einer Seidenschärpe zum Gold der Fransen, ebenso wie sie aus jedem Rubens hervorleuchtet, wie sie aus der weissen Brust der Diana vor dem hellen durchglühten Grau des Himmels herausstrahlt. Goya spricht sich in einem einzigen roten Tuch zwischen dumpfem Sand und blauen Lufttönen ebenso scharf aus in der Wildheit und Konzentration seiner Stiergefächte wie in der Leidenschaft seiner Bearbeitungen. Konzentration: das war das Erbe jener Alten, der durch Velazquez befestigte Besitz und wurde das Geschenk, das Delacroix seiner Zeit und der Nachwelt zu bieten hatte. Es hat viel zu tun mit dem Blut, das er in seinen Bildern malte. Es kam ihm nicht drauf an zu zeigen, dass es feine, zarte Hände gibt, nicht, dass ein Hals oder die Füsse eines Menschen sich schön bewegen können, nicht, dass kluge Gedanken gedacht werden, sondern, dass die Welt ein blutdurchströmtes Herz, einen blutdurchströmten Körper hat und eine heisse Seele. Darum ist untrennbar in den Werken Delacroix' die Seele von dem Körper, ihrer Form, gegen die sie peitscht, und in der sie sich ausdrückt.

Delacroix konnte mit vollem Recht das Wort *Kolorist*, mit dem man ihn schon bei Lebzeiten rühmen wollte, zurückweisen; er wusste, dass dieser Name ihn ebenso wenig deckte wie der eines Malers romantischer Abenteuer und orientalischer Legenden. Er zog die ganze Erscheinungswelt in den Kreis seines Schaffens, und sein Herz brannte bei dem Farbenklang eines Stillebens wie bei den Bildern, die er sich aus dem Freiheitskampf der Griechen holte. Der Berliner Kunstsalon Cassirer brachte im November eine Delacroix-Ausstellung. Sie musste schon für jeden, der sie sah, ohne den Maler gut zu kennen, ein Appell an das künstlerische Gewissen sein. All den Menschen, denen es um Kunst zu tun ist, die sie nur nicht zu finden wissen, möchte man sagen: Geht zu diesen Menschen wie Géricault und Delacroix! Die Ausstellung bei Cassirer, für die der bei Gurlitt gezeigte Géricault der beste Vorläufer war, gab nur Bruchstücke aus dem Werk Delacroix'; die Hauptsachen sind allein in Paris zu sehen. Aber schon in diesen Skizzen und kleineren Bildern liegt ein Stoss der Leidenschaft für den Laien, und der Kenner findet seine ganze Liebe für den Künstler in einzelnen Perlen. Ernst wird vor diesen Skizzen die Erinnerung an die *Dantebarke*, das Erstlingswerk des Zweiundzwanzigjährigen. Dies Werk muss unheimlich auf die Zeitgenossen gewirkt haben. Es war genial, aber es war nicht nur genial, sondern es war vollendet. Es ist Dante, der zur Unterwelt fährt, und es sind Verdammte, deren Arme sich an den Kahn klammern. Die Wucht des Verfluchtseins in diesen armen, rohen Leibern und die gekrönte Schicksalslosigkeit des Dichters, den sein Genius zum Schmerz der Hölle führt: dies alles konnte der junge Delacroix sagen und so ausdrücken, dass seine Zeit begriff,

dass es sich um etwas Grosses handelte. Die Farbe des Bildes ist satt und dunkel, der Kolorismus gemässigt und zusammengehalten durch die graue Höllenschwüle, die sich über das Wasser lagert. Nur das Fleisch der *Zornigen* leuchtet aus den tiefen Tönen.

Delacroix war mit einem Schlage berühmt. Er sah sich mit einem Sprung auf einem Berge über den kleinen Wohnungen seiner Zeitgenossen. Es gehörte viel dazu sich auf dieser Höhe zu halten. Und er wusste damals selbst, dass der Tageserfolg ihm nicht in dem Masse treu bleiben würde wie er ihn bei Sonnenaufgang begrüsst hatte. Aber ebenso sicher war er seiner Sonne, er wusste, dass sie noch nicht im Zenith stand und noch höhere Höhen zu durchlaufen hatte. Sein zweites Werk war das *Gemetzel von Chios*. Ein Zurückflauen der Begeisterung des Publikums war zu erwarten gewesen; auf eine solche Entrüstung, wie sie das Bild erregte, hatte sich wohl selbst Delacroix nicht gefasst gemacht. Wie eine Lästerung, wie der autoritätslose Geist der Revolution selbst wirkte das Massaker. Eine Lästerung aller ästhetischen Ideale, jedes Schönheitsbedürfnisses und den Kompetenteren wie eine freche Hintenansetzung aller Kompositionsregeln, aller Forderungen der Malerei überhaupt. Das Publikum hatte recht mit seinem Tadel, wie es immer recht hat mit Tadel, und es hatte doch tausendmal unrecht; denn der scheinbare Rückschritt Delacroix' war doch nur ein mutiger Schritt vorwärts in seiner Entwicklung. Er musste Errungenes aufgeben, er musste scheinbar die Reife der *Dantebarke* abwerfen, um tiefer zu graben. Wie tief er grub, bis an die Quellen alles Menschlichen, das zeigt er in der toten Mutter. Der Leichnam einer Mutter, deren Kind noch die Brust sucht, war die Verkörperung dessen, was Delacroix in dem ganzen Bilde sagen wollte. Seelisch beherrscht diese Szene und die daneben sitzende Figur mit dem Ausdruck des sich aufgebenden Leidens das Bild; malerisch bleibt die Verbindung tot.

Delacroix hat wohl nie wieder diesen Fehler gemacht zu einem Entwurf zu greifen, dessen Grossartigkeit seine Reife nicht nachkam. Aber wir können ihm dankbar sein für diesen wundervollsten Jugendfehler. Je älter er wurde, desto klarer wird uns sein Bild als das eines Menschen, der sich so scharf erzogen hatte, dass er stets mit seinen Grenzen rechnete und innerhalb dieser Grenzen so stark sein konnte, weil er unbedingt nüchtern und sachlich war. Er hatte sein Leben lang mit einem kranken Körper zu tun, und es ist ein nicht kleiner Teil seiner Selbstbeherrschung, dass er doch diesen Körper durch ebensoviel Schonung wie Energie zum Werkzeug malerischer Grosstaten machte. Fast nirgends zeigt er diese konzentrierte Kraft stärker als gerade in kleineren Bildern: Stilleben, Landschaften, einem Löwenbild im *Louvre*. Das sind ganz einfache, grossartige Worte der Malerei. Delacroix erfasste die ganze Schwingungskraft der Töne, die psychologische Macht der Farbe; ihm ist nicht die besondere Betonung sondern der Wert der Hauptsachen in der Natur selbstverständlich; er geht jedem Leuchten nach und ebenso jedem kleinsten Verdämmern, jedem Hauch und jedem Härchen. Zu dem Wertvollsten, was Paris besitzt, gehört eins seiner Stilleben: auf der Erde liegende Hummern und die blauen Federn eines Auerhahns vor einer Landschaft, die, ohne sich dem Vordergrund gegenüber aufzudrängen, tiefe, heimliche Schönheit hat. So spielte er mit der ganzen Verschwendungssucht der Natur in Farben, um dann in seinen Selbstporträts das Porträtthafte so als Hauptsache

zu fassen, dass er sich auf das Allereinfachste in der Malerei zurückziehen konnte. Nichts illustriert die Gemässigkeit seiner Persönlichkeit schärfer als diese Selbstbekenntnisse, denn das sind sie, gerade weil sie zurückhaltend sind. Dieser Mensch nimmt sich selbst klug, knapp, sachlich, bewusst; ein Mensch, der sich viel gewährte und noch mehr versagte. Er hat einmal selbst gesagt: »Das grösste Genie ist nichts als ein hervorragend vernünftiges Wesen.« Dies ist die treffendste Selbstkritik, die er sich geben konnte, und wie sein Genie untrennbar ist von der vernünftigen Art, in der er sich mit dem Leben auseinandersetzte, so erfasste er auch stets dort das Malerische am schärfsten, wo seine Klugheit, seine spürende, psychologische Seele auf ihre Rechnung kam. Er hat wenig Stärkeres und wenig Feineres gemalt als ein kleines Bild des geigenden Paganini. Aus dem Dunkel kommen nur der gespannt der Musik nachgehende Kopf und die Hände leuchtend hervor. In dem Kopf und in der spielenden Hand liegt so viel Malerei, so viel Musik, dass wir längst aufgehört haben Delacroix zu sehen, wir vergessen über der Malerei die Malerei, über der Bewegung die Musik und verstehen nur den Menschen besser.

Delacroix war in der Mitte der zwanziger Jahre in England gewesen, und Constable wurde ihm der erste Anreger die in der *Dantebarke* und dem *Gemetzel von Chios* noch gefangene Farbe dem Einfluss der alten Meister zu öffnen und damit die Tür aufzustossen für seine Nachfolger. Der unmittelbare Ausdruck dieses neuen Wissens, der Begeisterung für seinen Helden Rubens wurde dann die Deckenkomposition in der Deputiertenkammer. Er verlor sich hier vielleicht zu sehr in seinen Meister, und es gibt Skizzen von Delacroix, die sich von solchen des Rubens kaum unterscheiden; aber es ist fast ein Rätsel, dass er in diesen Skizzen, in denen er so ganz Schüler war, nicht schwächer erscheint als sein Vorbild.

Delacroix' äusseres Leben hat als wichtigstes Ereignis eine Reise nach Marokko im Jahre 1832. Delacroix wusste, warum er die Gelegenheit sich einer Orientexpedition anzuschliessen so schnell ergriff, und er fand dort die Ruhe in einer Farbenwelt, deren Prophet er schon in Frankreich gewesen war. Hier fand die ganze Umfangsfähigkeit seines Wesens, die so gar nichts mit verdächtiger Vielseitigkeit zu tun hat, ihren stärksten Ausdruck. Der *Harem*, der *Sardanapal* und eine entzückende Skizze, in der Teppiche, Kleider und das Weiss nackter Frauen zu einem Orchester der Freude zusammenklingen, sind ebenso Früchte dieser Reise wie die einsamen Wege, die er zwischen Büschen und Bäumen hindurch den Löwen nachkroch. Gerade in diesen letzten Skizzen ist eine Intensität der Farbe und in einem Bilde, das einen zerfleischenden Löwen darstellt, ein in Farbe und Zeichnung sich ausdrückendes Gefühl für das Wilde des Vorgangs ohne das leiseste Pathos, dass gerade diese Werke seiner reifsten Jahre unsrer Zeit, die überall Sentimentalität wittert, besonders nahe stehen müssen. Nach der marokkanischen Reise wurden Delacroix verschiedene staatliche Aufträge. Die wenig bekannten Gemälde im *Luxembourg* und die Ausmalung einer Kapelle im *Saint-Sulpice*. Es wird uns schwer uns in diese Delacroix zu finden. Zur selben Zeit, in der er seine wundervollen Stilleben malte, reservierte er sich in den Kirchengemälden so sehr, dass wir ihn kaum entdecken zwischen den schwachen Bildern der anderen Kapellen. Der Eindruck ist nicht stark vor diesen Fresken, aber es ist die Erinnerung an etwas Einfaches und Vornehmes, die uns bleibt.

Delacroix war kein Mensch, dem die Stille einer Kirche vertraut war; er hatte nichts zu tun mit der Zeitlosigkeit eines Kultus, wenige und sicher kein Maler seiner Zeit waren so wie er Repräsentanten der Entwicklung.

Delacroix' Bild ist eines der merkwürdigsten unserer Kunstgeschichte. Plötzlich auftauchend als ein Prometheus, der der kleinen Welt der Schwächlinge und Kinder einen Feuerstrahl bringen konnte, blieb er doch immer nur der Halbgott, dem die Leidenschaft die Sonne der Olympier verdunkelte. Es war die Leidenschaft, die sein Jahrhundert nicht loslassen sollte, wie es übergossen blieb von dem Licht, das er brachte. Und dies wiedergeschenkte Licht ist das Entscheidende seiner Persönlichkeit; wie er logisch die Aufgabe erfüllte, die die vergangenen Jahrhunderte ihm gaben, so ist die Malerei unsrer Zeit und unsrer Nachkommen undenkbar ohne ihn. Er war der Vater der heutigen Malerei, der Eroberer eines neuen Landes: Söhne, macht euch zu Königen!

XX

## BO BERGMAN · DAS BLUT



IE kam als fünftes Kind auf die Welt, und man kann nicht sagen, dass sie willkommen war. Ihre Eltern gehörten zum Gut wie die Stallhunde und das Vieh. Der Vater war Arbeiter in der Ziegelei, und die Mutter war Stallmagd gewesen und half noch beim Melken. Vom Stall hatte sie auch ihre ersten und stärksten Eindrücke.

An das Heim selbst erinnerte sie sich aus den ersten Jahren nur als an etwas sehr Kaltes und sehr Enges, wo sie immer im Wege stand — aber im Stall war Platz, und da war es auch weit und warm und eine Welt für sich. Der Stall wurde darum ihr rechtes Heim. Sie balgte sich mit den grossen dicken Katzen um die Milch und schlief im Stroh. Als sie grösser wurde, lernte sie die Namen der Tiere. Da waren alle Kühe, Liesel und Brita und Mairose und hundert andere, und da waren drei Stiere, ein schwarzer, ein brauner und ein weisser, aber der weisse war der schönste. Er hiess Bull und hatte vergoldete Hörnerspitzen und das gräfliche Wappen in den Schenkel eingegraben; es sah aus wie gestickt. Seine Namenstafel war von Diplomen und Daten umgeben, und oft kamen Herren und studierten sie. Und Bull rollte seine Augäpfel und pfauchte und zerrte an dem Ring, dass die Nüstern bluteten. Er war gefürchtet und vergöttert; und er hatte zwei Menschen getötet; das machte ihn zum Souverän des Ortes.

Aber am allermeisten liebte Lova die Kälbchen; das waren ihre Geschwister. Sie streichelte und liebte sie, als sie noch kaum auf ihren zitternden Beinen stehen konnte, und sie beantwortete ihr trauriges Brüllen mit ihrem altklugen Geplapper und ihren warmen Händchen. Sie kamen ihr ebenso hilflos in der grossen fremden Welt vor wie sie selbst. Sie bekam ihren braunen Blick, der ein Rätsel und ein Leid barg, aber auch die grundlose Fröhlichkeit, die bei Sonne und schönem Wetter über alle Zäune tollte.

»Da rennt sie schon wieder«, sagte die Mutter. Sie stand breit und hüftenstark in der Türe und sah, wie das Mädchen mitten in einer Schar von Schafen oder Gänsen dahinstürmte.

Die Luft unter all dem Vieh war dick von Dünsten, und im Winter liess man

nicht mehr hinaus als absolut notwendig, um nur ja nichts von der Wärme einzubüssen. Da drinnen wurden saftige Worte gewechselt, während der Milchstrahl in den Eimer zischte und die Ketten rasselten; und es gab derbe Küsse dort oben auf dem Heuboden und die kurze keuchende Liebe der Tiere. Dann kam zur gegebenen Zeit das Resultat, und die schmutzige Kinderschar wuchs in den Hütten rings im Umkreise. Manchmal erfolgte die Trauung, meistens nicht. Es ging, wie es gehen konnte; der Pastor zeichnete einen neuen Namen in das Kirchenbuch ein und überliess den Rest unserem Herrgott. Aber auch wilder Hafer kann aufschliessen, und was von den kleinen Menschenpflänzlein übrig blieb, nachdem Diphtheritis und Tuberkulose ihr Teil genommen, reichte auf jeden Fall für die Bedürfnisse des Gutes hin, und über das Gut hinaus kam nicht viel.

Denn die Stadt hatte noch nicht begonnen das Land zu plündern. Es war in den sechziger Jahren, und Eisenbahnen und Zeitungen hatten die Menschen noch nicht in Umlauf gebracht. Das Volk setzte sein Leben auf dem Fleck fort, wo es begonnen hatte, und alle Karren fuhren in der selben Radspur.

Das Gut war ein altes Fideikommiss mit so viel Land wie ein kleines deutsches Fürstentum. Das Hauptgebäude hatte zwei Stockwerke, Freitreppe und ein hohes glasiertes Ziegeldach. Das Tor war eine Wölbung, die mitten durch das Haus hindurchging, so dass der See, der gerade davorlag, in einem Halbkreis von Steinen blau leuchtete, wenn man vom Lande her durch den Park kam. Der Gästesaal nahm die ganze Breite des Gebäudes ein, mit gegenüberliegenden Fenstern, durch die die untergehende Sonne quer hindurchschien. An Herbstabenden konnte alles brennen wie eine grosse Laterne. Und das sich kreuzende Licht war im Winter von toter Ödigkeit; es war, als hätte das Haus sein Inneres verloren, als sei es ausgeblasen wie ein Ei, alles menschlichen Lebens entblöst.

Auf dem Hof war eine Sanduhr und ein Springbrunnen und ein zorniger Pfau, der Antonius hiess. Der Park erstreckte sich den See entlang, mit Wegen, die so gerade liefen wie Gassen. Hier waren die gräflichen Kinder in Ponywagen gefahren und geritten, aber das war schon lange her, die Mädchen waren verheiratet, Kurt, der älteste Sohn, in Zürich gestorben, wo er Konsulatsbeamter gewesen war, und der Erbe des Gutes war in Stockholm in Garnison. Er hiess Karl Leo.

Die langen Parkwege lagen leer da, und nur an einigen Tagen im heissesten Hochsommer liess der alte Graf seinen Rollstuhl zum See hinunterfahren. Lova hatte ihn aus der Ferne gesehen und war erschrocken auf und davon gelaufen. Er ähnelte mehr einem Affen als einem Menschen: der Unterkiefer hing herab, und die unförmlichen Arme lagen schlaff auf den Lehnen, mit aufgeschwollenen Fingern. Der Bediente hatte eine Kognakflasche in der hinteren Rocktasche.

Der Graf spielte, dass er eine Reise machte. An der grossen Eiche und vor der Dianastatue waren Gasthäuser, und es war kalt und unfreundlich. »Die Sonne gibt keine Wärme mehr«, sagte der Graf, »und man muss sich stärken.« Er trank, bis er einschlummerte, und dann setzte der Bediente fort. Eines Tages hatte man sie beinahe in einer Umarmung eingeschlummert gefunden, während die Kognakflasche im Grase lag und den Klee begoss. John, der Be-



diente, war das Ein und Alles des Grafen. Er empfing Douceurs von seinem Herrn, um über die kleine Schwäche zu schweigen — von der die ganze Gegend wusste — und Douceurs vom Verwalter, um diese Schwäche anzuregen, die ihm freie Hände liess. Seine Hände waren sogar ganz ungewöhnlich frei, wenn sie im Kassenschrank hantierten. Er vergass nicht sein Pfund zu verwalten.

Karl Leo kam ein paarmal im Jahre nach Hause, über Weihnachten und zur Elenjagd. Wenn er jagte, hatte er Regimentskameraden mit, und da lebte das Gut auf. Das waren lustige Herren, die von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang aushalten konnten und ebenso lange schliefen, wenn es darauf ankam; sie hatten ein schlechtes Gewissen, wenn sie eine Schuld bezahlten, und die Welt gehörte ihnen. Man ass und trank auf dem Altan zum See zu und schleuderte die Flaschen ins Wasser, und Karl Leo sang mit seinem gröhrenden Bass Liebeslieder.

Er war gross und sehr hell, mit einem schönen, hartnäckigen Blick, der nur in eine Richtung sehen zu können schien. Die Unterlippe stand vor, wie bei den Pfälzern. Er war leicht gerührt, aber lachte schwer. Ohne andere Erfahrung des Daseins als das Garnisons- und Gutbesitzerleben war er leichtsinnig, ungebildet, grausam und gutherzig, alles durcheinander. Es fiel ihm schwer in Gang zu kommen und schwer aufzuhören. Seine Passion waren Hunde, Weiber und — in aller Stille — Speck mit braunen Bohnen.

Diesen Herbst war er länger als gewöhnlich zurückgehalten worden; es stand schlimm mit dem alten Grafen, er konnte es nicht mehr lange machen, und Tante Laurentia war auf dem Gutshof erschienen. Wenn sie kam, wusste man, dass es zu Ende ging. Karl Leo sah allem mit Gleichmut entgegen und kümmerte sich um seine Hunde. Er langweilte sich und fasste das als einen obligaten Anfang der Trauer auf.

Doch der Alte krabbelte sich wieder heraus, und eines schönen Tages liess Tante Laurentia ihre Koffer kommen. Ausser dem übrigen Gepäck nahm sie noch eine Tochter des Gutes mit, die zur Kammerjungfer oder so etwas ähnlichem dressiert werden sollte und die sie sich ausgewählt hatte, nachdem sie das zugängliche Material vor sich aufgestellt und die Hälfte davon mit ihren stechenden, mit der Lorgnette bewaffneten Augen gemordet hatte.

Das Mädchen war Lova. Sie war jetzt fünfzehn Jahre und eben konfirmiert, aber noch kaum erwachsen. Es sah auf jeden Fall aus, als liesse sich etwas aus ihr machen, mit ihrem reichen, weizengelben Haar, dem frischen Mund und den grossen Augen, die ihre Neugierde, ihre unbewusste Zärtlichkeit und ihr Rätsel beibehalten hatten.

»Wenn ihr nur noch die Nase wächst«, sagte Tante Laurentia. »Und die Hände. Wo hat sie die gestohlen? Gestohlenes Gut zeigt man nicht noch her, Kind.«

Das war Lovas erste Erziehung, und in Stockholm wurde sie fortgesetzt. Die alte Frau hatte recht: sie machte sich schon, wenn ihr nur die Nase wuchs, und es wuchs ihr auch noch anderes, und noch mehr entwuchs sie. Sie lernte ebenso leicht wie sie vergass. Die Umpflanzung nahm viel weniger Zeit in Anspruch als Tante Laurentia sich gedacht hatte, und in ein paar Jahren war das Stallkind ein Stadtkind. Das war der Instinkt und die Be-

gabung des Weibes dem Milieu sich anzupassen, und sie wurde von einem kleinen schlaun Köpfchen unterstützt. Sie wechselte nicht nur die Kleider. Sie schien Haut, Gefühle, Seele gewechselt zu haben. Der Lakai wird der Klasse, aus der er hervorgegangen ist, oft fremder als sein Herr der selben Klasse, der er niemals angehört hat, und Lova verstand die ihre nicht mehr. Anfangs hatte sie sich natürlich nach Hause geseht und hatte ihre Seufzer im Kopfkissen ersticken müssen, aber das ging vorüber, und sie kam von ihrem ersten Besuch ganz enttäuscht zurück. Sie hatte nichts so wie früher gefunden, weil sie selbst eine andere geworden war.

Das schwarze Kleid mit dem weissen Schürzchen machte ihr Gesicht bleicher und die Augen grösser. Sie lachte oft, aber ohne sich im Lachen hinzugeben. Ihr Gang war leicht und doch fest. Die Zärtlichkeiten der Mittagsherren im Vorzimmer nahm sie mit Fassung auf, und kam es so weit wie zu einem Kusse, so kam es doch nicht weiter. Sie hatte auf dem Grunde der Seele das Misstrauen des Kindes aus dem Volke; das half ihr über vieles hinweg. Tante Laurentia war die Witwe eines Admiraltätsrates und wohnte auf der Blasiensel und führte ein wenig Haus. Sie galt für reich. Karl Leo lieb sich Geld von ihr aus, wenn es von daheim versiegte, und das geschah nicht selten. Sein Leben kostete ziemlich viel; da waren die Zirkusdamen und die Offiziersmesse und der Stall. Die Strafe waren die Mittwochszirkel der Alten, die Aschermittwoche, wie Karl Leo sagte; aber er tat gehorsam Pönitenz und schluckte seinen Tee, um nicht etwas schlucken zu müssen, was noch schlechter schmeckte.

Lova kam mit dem Tablett herein.

An einem solchen Abend entdeckte Karl Leo sie. Er war mit seiner Tante allein geblieben; alle, die konnten, waren gegangen, aber Karl Leo konnte nicht. Er sass da, und seine langen Kavalleristenbeine hingen über den Boden, und da kam sie. Er zog die Beine an sich und sah sie mit seinem hellen hartnäckigen Blick an, anfangs gleichgültig wie früher, doch dann mit langsam erwachendem Interesse.

»Da hast du dir ein schönes Mädchen angeschafft, Tante«, sagte er, als sie gegangen war.

»Hö, hö, hö, sie ist nicht neu.«

»Nein, aber ich habe sie noch nicht gesehen.«

»Sie ist von dir, Karl Leo. Hausprodukt, kann man sagen. Aber veredelt.«

Dieses Mal zupfte Karl Leo sie im Vorzimmer am Ohr. Sie errötete und knixte, und das nächste Mal küsste er sie. Da erblasste sie. Es war nicht ihr erster Kuss. Sie hatte vorher andere empfangen und keinen Schaden dabei genommen, sie waren ebenso leicht vergessen wie empfangen, aber dieser — es war sonderbar, er brannte nicht nur auf der Lippe, und er liess sich nicht vergessen. Sie hatte natürlich niemals an Karl Leo denken können und ihn also auch nicht geliebt. Aber doch. Den anderen gegenüber, die sie vorher geküsst hatten, war sie ein freier Mensch gewesen und hatte sich so gefühlt, doch nicht gegen Karl Leo. Er war noch ihr Herr. Wenn er seine Lippen auf die ihren drückte, nahm er nur sein Eigentum in Besitz.

Sie konnte sich darüber nicht leicht Rechenschaft geben, aber sie empfand es so. Es war im Blut; sie konnte es nicht ändern, sie war nicht sie selbst

gewesen, als das grosse rote Gesicht mit dem starren Blick sich zu ihr hinab beugte; und sie erinnerte sich nur, dass sie die Augen geschlossen hatte. Das Ganze war wie eine seltsame Lähmung gewesen. Sie fühlte sich wie zersägt in den Beinen, als sie abends ins Bett kam. Und sie weinte sich in den Schlaf.

Sie erwachte mit verwirrtem Kopf, die Angst war wieder da, aber auch etwas anderes. Und plötzlich begann das Herz wild zu schlagen, im Triumph. Etwas von dem Stolz der Sklavin, wenn sie Gnade vor ihrem Herrn gefunden, entflammte ihre Augen. Der Kuss hatte sie emporgehoben. Sie hatte vorher geküsst, ohne nachzugeben, jetzt hatte sie vor sich selbst nachgegeben, weil es nicht anders möglich war, weil sie nicht frei war; und zugleich hatte gerade dieses Gefühl der Unfreiheit sie befreit.

Sie wusste nicht, dass sie ihn schon liebte.

Wie es dann zugeht, dass sie sein wurde, daran ist nichts zu erzählen. Er begehrte sie, das war genug. Und mit dem ersten flüchtigen Kusse, der nichts gewünscht, hatte er tatsächlich so viel von ihr empfangen, dass, was noch übrig war, gering wurde — in ihren eigenen Augen.

Sie trafen sich in seiner kleinen Wohnung in der Friedensstrasse, und sie liebte ihn. Er grübelte über die Sache nicht weiter nach, es war auch keine Ursache dazu; er begnügte sich damit ihre frische Fröhlichkeit, ihre Jugend und Unberührtheit zu geniessen; anfangs ein wenig träge erstaunt, wie es nun einmal seine Art war, und dann plötzlich selbst gepackt, brutal und blind. Es war immerhin eine Abwechslung nach den Zirkusdamen, die er bisher bevorzugt hatte. Im übrigen hatte er sie gern, und manchmal konnte er an sie denken, ohne dass er wusste, warum. Wenn er die Schwadron abritt und wenn er mit anderen Frauen sprach.

Tante Laura war nie so zärtlich gegen Karl Leo gewesen; er versäumte jetzt selten die Mittwoche und hielt immer bis zuletzt aus. Lova glitt stumm durch den Salon, mit niedergeschlagenen Augen und heissen Wangen.

»My love«, flüsterte Karl Leo im Vorzimmer. Das war Lovas neuer Name. Wie banal die ganze Geschichte auch war: für sie, Lova, war alles neu und gross und schön. Sie ging mit Leib und Seele darin auf. Wie die meisten Frauen und namentlich die, welche lieben, lebte sie im Augenblick, ohne Gedanken und ohne Frage an die Zukunft. Sie liebte alles, was sein war: die Möbel und den Tabaksrauch in den Zimmern und die Jagdtrophäen der Wände und die alten Uniformen, die in den Ecken herumhingen. Es war ein Teil von ihm, ihrem Herrn. Und sie sprach von ihren kleinen Erinnerungen aus der Heimat.

»Ich erinnere mich noch, wie Sie die alte Brücke heraufreiten wollten, Karl Leo, und ich stand im Wege. Und Sie hoben die Reitgerte . . .«

Und ganz in ihre Liebe versunken fügte sie hinzu:

»Ich wünschte, Sie hätten zugeschlagen . . .«

Sie sagte ihm niemals *du*.

Die Zeit verging. Eines Tages erfuhr sie von ihrer Herrin, dass der alte Graf zu seinen Vätern eingegangen und Karl Leo abgereist war. Tante Laurentia fuhr selber nach, mit allen ihren Koffern. Als sie zurückkam, war Karl Leo nicht mit. Er hatte seinen Abschied vom Regiment genommen:

das Gut brauchte ihn. Es sah schlimm aus nach dem Tode des alten Grafen, und sein Sohn bekam viel zu tun. Ein paar Tage trank er, um von der ganzen Geschichte loszukommen, aber als er einmal festen Fuss im Kontor gefasst hatte, da sass er, wo er sass, und keine Kratzfüsse und kein Achselzucken halfen dem Verwalter. Karl Leo brauchte zu allem Zeit, aber er liess nicht locker, bevor er begriff. Und als er begriffen hatte, da begriff auch der Verwalter, dass er sich packen konnte.

Und dann griff der neue Gutsherr gleich tüchtig zu, und er schonte niemanden, ebensowenig wie sich selbst. Er wurde hart, und es war schwer es ihm recht zu machen. Die Geschichte mit dem Verwalter hatte ihn misstrauisch gegen alle Untergebenen gemacht, und die Leute hatten es schlecht. Obendrein wurde es ein elender Sommer, die Felder schwammen, und der Roggen musste unreif gemäht werden, um nicht ganz zu verfaulen. Der Hunger drohte, und die Arbeit ging schwer. Aber Karl Leo trieb nur immer an.

Er wurde in diesen Monaten ein ghasster Mann.

Lova verstand anfangs nichts; sie hoffte noch immer, dass er zurückkommen werde. Aber er kam nicht, und er schrieb nicht.

Sie weigerte sich zu glauben, weigerte sich zu trauern. Als ihr schliesslich alles klar wurde, da war es, als hätte jemand eine Schnur um ihr Herz gezogen; das Blut stockte, Arme und Beine welkten, es war eine Qual sich zu bewegen, sie war zu nichts mehr im stande und am allerwenigsten zum Denken. Sie wusste, was sie zu erwarten hatte, und eines Tages kündigte sie ihren Platz bei Tante Laurentia und brachte ihr Kind unter fremden Menschen zur Welt. Es kam Geld von Karl Leo, aber nicht ein Wort. Wenn er nur geschrieben hätte! Er hatte sie zu einem lebenden Menschen gemacht, jetzt war sie wieder ein totes Ding in seinen Augen und das, als sie es am nötigsten hatte das Gegenteil zu glauben: ein Hausgerät, das fortgeschleudert wurde, wenn es verbraucht war.

Ihr Blut, das dem seinen zugejubelt, floss träge und vergiftet. Sie war und blieb die Sklavin, auch wenn das Leiden sie in ihren eigenen Augen freigekauft hatte, und mit ihren tiefsten Instinkten rief sie bald nach Rache, bald nach Unterwerfung. Ihr Los wurde das gewöhnliche. Sie musste in einen neuen Dienst gehen, und ihr Kind bekam sie an den Sonntagnachmittagen zu sehen, ein wenig aufgeputzt für die Gelegenheit, angekleidet wie für einen Besuch. Es gehörte nicht ihr. Es schrie, wenn sie es anrührte. Ein Jahr hielt sie es aus, dann nahm sie ihr Kind, und an einem Oktobermorgen stieg sie an der kleinen heimatlichen Station im Regen und Schmutz aus. Sie begriff selbst nicht, wie alles zugegangen war. Es geschah nicht, um Karl Leo zu sehen, und noch weniger hatte sie ihren Eltern zu sagen. Sie sehnte sich nach nichts und doch nach allem mit einander: nach der Luft und dem Boden, dem Rauch von der Ziegelei, wo der Vater sich noch rackerte, nach den Tieren, dem Heugeruch, dem See. Es war eine sehr verworrene Sehnsucht, aber darum nicht weniger gebieterisch. Sie hatte etwas von dem Verlangen des kranken Tieres seine Höhle aufzusuchen.

Das Blut zog.

Und wenn sie es so recht bedachte, sehnte sie sich weniger für sich selbst als für das Kind. Das würde hier unten gleichsam sicherer ihr gehören.

Das Volk hat nicht viele Worte, und sie wurde ohne grössere Überraschung, aber auch ohne jeden Unwillen empfangen. Dass sie ins Unglück gekommen war, wusste man. Aber das war allzu gewöhnlich, um Anlass zu besonderen Auslegungen zu geben, und wenn sie den Namen des Vaters verschwie, so war das ihre Sache. Was geschehen war, liess sich ja auf keinen Fall ändern. Der eine oder andere, der sich von dem letzten Besuch her an sie erinnerte und damals mit jetzt verglich, empfand wohl eine heimliche Freude, dass ihr Hochmut geknickt war und ihre Hände nicht mehr so herrschaftlich weiss. Aber das war auch alles. Sie machte kein Wesens aus sich, sie schwieg und ging aus dem Wege, und so liess man sie sein.

Ein Platz als Melkerin war immer zu haben; das wurde mit dem Grossknecht ausgemacht, denn einen Verwalter gab es nicht mehr. Karl Leo selbst war verreist, in Geschäften. Und eines Morgens gegen fünf Uhr sass sie wieder im Stall, der die Zuflucht ihrer Kindheit gewesen, und im Stroh zwischen den Melkeimern kroch ihr Kind herum, wie sie selbst einstmal gekrochen war. Bull mit den vergoldeten Hörnern lebte freilich nur mehr als eine Überlieferung und ein Name in den Stammbüchern fort, aber der Nachfolger sah mindestens ebenso hochadelig aus. Und die Kälber brüllten, und die Katzen miauten, und die Milch rieselte in den Eimer, und die Liebe lebte im Heu, ganz wie früher.

Das meiste war gleich; die Zeit war hier unten nicht vorwärtsgegangen. Als sie eines Tages in den Stall kam, entdeckte sie in den Fensternischen die eingemauerten Ziegelsteine mit den Abdrücken der Füsse der gräflichen Kinder. Karl Leo stand unter einem kleinen, breiten und kräftigen Fuss. Und dann eine Jahreszahl. Hastig beugte sie sich hinab und küsste den Stein. Sie konnte nicht erklären, woher es kam. Und ein Schluchzen schüttelte sie wie ein langer Frostschauer.

Aber sie war noch nicht viele Wochen auf dem Gut herumgegangen, als sie merkte, dass doch nicht alles beim alten war. Sie hörte Karl Leos Namen nennen, und er zog böse Worte nach sich und zornige Augen und Fäuste, die sich ballten. Er war nicht geliebt, das war leicht zu merken. Selbst konnte sie diesen Namen nicht segnen, aber ihn zu hassen, das ging noch weniger. In ihrer Brust brannte es. Es war ein Gefühl, als sollte das Herz in zwei Hälften springen; als teilte sich das Blut, und der eine Strom sang von dem alten Glück, und der andere von allem, was nachkam. Sie wurde zwischen ihrem doppelten Ich hin und her gerissen. Sie konnte einen grossen blonden Kopf mit starrendem Blick, den sie an ihrer Brust geborgen hatte, nicht vergessen, und sie konnte ebensowenig vergessen, wer sie jetzt war, und wer er war. Die Liebeserinnerung kämpfte mit dem Stammgefühl, mit dem Bluterbe.

Sie wurde kalt und brennend heiss, wenn sie seinen Namen hörte. Peter auf Anderstorp stand da und sprach mit einem der Stallknechte von ihm.

»Dieser Teufel«, sagte Peter.

Sie fühlte einen Stich in der Brust. Mit den Händen auf den Hüften blieb sie stehen.

»Schweig, Peter!«, schrie sie. Und sie fügte ruhiger hinzu: »Ich denke, jeder hat sein Teil.«

Doch der Groll gegen den Abwesenden wuchs immer mehr und mehr, und jetzt wurde nicht mehr geflüstert. Man sprach laut, überall in den Hütten, beim Kaffee und beim Branntwein. Lova musste es mit dem Essen herunter-schlucken — wenn es überhaupt noch ein Essen gab. Denn damit begann es zu hapern. Das Notjahr war da, und man balgte sich um die Kartoffeln. Vor dem Kornspeicher ging Tag und Nacht die Wache auf und ab, und es wurde dennoch gestohlen. Die Rationen wurden eingezogen; der Grossknecht und der Aufseher von der Ziegelei konnten für das Volk nichts tun. Der Guts-herr hatte *Nein* gesagt, und jetzt war er nicht zu Hause.

Lova fühlte, wie sich die Verzweiflung in sie einfrass, langsam und unerschütterlich. Wohin sollte das führen? Gott im Himmel, es musste doch ein Ende nehmen! Am meisten beunruhigte es sie, dass es so still rings um sie geworden war; die Flüche über Karl Leo schienen verstummt, und man nickte nur, wenn man sich traf. Eine merkwürdige Stille, dumpf und undurchdringlich wie der Schneehimmel lag über allem. Es war eine Erwartung, die die Brust bedrückte. Endlich erfuhr Lova alles: man hatte beschlossen die Sache selbst in die Hand zu nehmen, in gesammelter Stärke, Männer, Frauen und Kinder, wollte man dem Gutsherrn entgegenziehen, wenn er kam, und wollte er nicht sehen und hören, dann . . .

Er kam an einem blaukalten Dezembertag. Durch die Tauflecke der Scheibe sah Lova den Schlitten vorübersausen, mit einem Mann in einem ungeheuren Seehundspelz. Sie hatte nicht einen Zug erkannt, und doch klopfte es in ihren Schläfen wie bei einer Fieberkranken.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Und als die Glocken läuteten, begannen die Menschen aus den Hütten zu kriechen. Alle Alter waren vertreten. Sie blinzelten gegen das scharfe Schneelicht und bewegten sich hin und her, mit ungelenken fremden Bewegungen, gleichsam ohne Ziel. Einige gesellten sich zu einander und trennten sich wieder, dann kamen neue, und langsam, Schritt für Schritt, zur Seite und zu Boden blickend, aber nie gerade vor sich hin, begann sich die Schar über den grossen Platz zu schieben und zum Hauptgebäude hinauf. Die jungen Burschen gingen an der Spitze, dunkel wie zum Kirchengang, und die alten Leute und das Weibervolk kam hinterher; die Kinder hatten starre Augen, die rund vor Hunger und Neugierde aus den blaugefrorenen Gesichtern blickten; die Kleinsten wimmerten schwach.

Sonst war alles still. Nur das Knirschen im Schnee.

Einige Minuten verstrichen.

Endlich stand Karl Leo auf der Freitreppe. Er kam mit blosser Kopf heraus, in einem alten Offiziersdolman mit abgeschabten Schnüren. An den Füßen hatte er Schmierlederstiefel und in der linken Hand eine Pfeife, die zwischen seinen Fingern rauchte. Lova stand ganz weit zurück, das Kind auf dem Arm. Die Sonne schien ihm gerade ins Gesicht, so dass sie jede Runzel sehen konnte. Er war alt geworden. Er war ganz kahl, und mit den zwei Haarbüscheln über den Ohren glich er Karl XII. auf einem Zeitungsausschnitt, der im Stall hing. Die dicke Unterlippe stand vor; die Augen waren zwei lange Spalten.

Und das war das Werk zweier Jahre. Sie liebte ihn nicht mehr, aber sie hätte weinen mögen.

Noch war es still in der sonnefunkelnden Luft, keiner wollte den Anfang machen. Karl Leo wartete, und ein Rauchball fuhr aus seinem Munde wie ein Schuss. Er sah auf die Schar unter sich. Da stand sie und rieb sich an einander wie zusammengetriebenes Vieh, unschlüssig in sich selbst verwickelt, und nichts sprach von Drohung und Forderung. Er war der Herr. Und die Oberlippe verzog sich zu einem flüchtigen Lächeln, das die tabaksgelben Zähne entblöste.

Lova sah es und fühlte, wie sie erblasste. Vor diesem Lächeln strömte all ihr Blut in einer einzigen grossen Welle zum Herzen. Sie bekam ihre Kraft zurück. Sie war kein geteilter Mensch mehr. Und sie wusste, wohin sie gehörte. Nicht zu ihm, er war der Feind, zu der Schar rings um sie gehörte sie, die noch nicht reden gelernt, weil sie noch nicht verlangen gelernt sondern, solange sie lebte, nur entgegengenommen hatte: Brot und Peitschenhiebe. Natürlich dachte sie all dies nicht klar. Aber sie fühlte, dass sie Fleisch vom Fleische dieser Menschen war, Blut von ihrem Blute, und sie hasste den Mann auf der Treppe.

Plötzlich hörte sie seine Stimme. Eine leere heisere Kommandostimme.

»Was gib't's?«

Jemand aus dem Haufen antwortete:

»Wir können nicht auskommen, und wir wollten den Herrn Grafen ergebenst bitten . . . .«

»Hat euch der Grossknecht nicht gesagt, dass ich nicht kann?«

»Ja, aber so geht es nicht weiter. Wir hungern . . . .«

Und so, als hätten die letzten Worte endlich den Gedanken aller ausgelöst, rief jetzt die ganze Schar:

»Wir hungern, wir hungern.«

Aber es war mehr Murmeln als Rufen, und man sah nicht zur Treppe hinauf. Karl Leo hob erstaunt die Augenbrauen und zog sie wieder zusammen, und er zögerte mit der Antwort:

»Ich kann nicht«, kam es schliesslich.

Und er wandte sich, um hineinzugehen.

Im selben Augenblick brach Lova durch die Schar durch. Nun war sie an der Treppe. Sie streckte ihr Kind in die Höhe. Ihr Gesicht war weiss und verzerrt.

»Willst du, dass er auch verhungert?« schrie sie. »Es ist dein Kind, Karl Leo, das weist du.«

Zum ersten und letzten Male in ihrem Leben duzte sie ihn.

Karl Leo machte eine Bewegung, als wenn er eine Kugel in den Leib bekommen hätte. Ein paar scharfe rote Flecken zeigten sich auf den Backenknochen, und die linke Hand presste die brennende Pfeife, aber er sah gerade hinaus in die Luft, als er antwortete: er wolle die Sache seiner Untergebenen noch einmal überlegen und ihnen morgen Bescheid geben.

Alles war in ein paar Augenblicken vor sich gegangen, und jetzt erst merkte man die Stille. Totenstill war es geworden, als Karl Leo sich zurückgezogen hatte. Und mitten in dem schneeweissen sonnebeschiene Hof stand Lova einsam; und ebenso einsam war sie, als sie heimwärts ging, die Augen blind von Tränen, ihr Kind an sich gepresst.

Sie bereute nichts, und sie verlangte keinen Dank für das, was sie getan. Morgen würde die Antwort von Karl Leo kommen; sie wusste, das es kein *Nein* sein würde. Das war ein Glück. Aber sie selbst war verkauft, ausgeliefert zugleich mit ihrem Geheimnis. Niemand hatte etwas gesagt, als sie an jenem regnerischen Oktobermorgen mit ihrem Kinde gekommen war. Und auch später nicht, aber jetzt wusste man, wem es gehörte, und nun hatte sie es und sich selbst unter den Hass gegen Karl Leo gebracht. Man würde ihr nicht verzeihen. Man würde vergessen, dass man ihr etwas schuldig war, nicht aber, wessen sie sich schuldig gemacht. Sie hörte den Hohn und das Flüstern in der Luft, als sie die Türe hinter sich zuschlug.

Das war nun auf jeden Fall gleichgültig. Morgen würde sie ihrer Wege gehen, gleichviel wohin. Sie war müde, zerbrochen, zerfetzt. Aber sie war nicht unglücklich. Sie fühlte sich in irgend eiper Weise vor sich selbst wieder aufgerichtet. Und als der Vater in das Zimmer stapfte, und der Urteilsspruch schon in seinen zusammengekniffenen Kinnbacken und den kleinen sauertöpfischen Augen zu lesen war, da begegnete sie ihm mit einem grossen, hellen, wunderlichen Blick.

XX

## KURT HEINIG · ZUR AUSGESTALTUNG DER GEWERKSCHAFTSBIBLIOTHEKEN

**A** LLENTHALBEN erklingen aus den Reihen der Arbeiterorganisationen immer und immer wieder die Rufe nach mehr Bildungsmöglichkeiten. An und für sich erscheint dies ja als ein ganz selbstverständliches Symptom einer allgemeinen Kulturbewegung. Aber trotzdem muss immer wieder an eine kritische Prüfung dieser Forderungen gegangen werden, weil gerade hier heute relativ Vollkommenes schon in kurzer Zeit sehr unvollkommen werden kann. Ende 1905 mussten die Gewerkschaftsbüchereien für rund 1 345 000 Mitglieder ausreichen, Ende 1906 schon für 1 690 000 und Ende 1907 für ungefähr 2 Millionen. Es mag ununtersucht bleiben, ob jetzt Zeit für eine Diskussion über Bildungsfragen vorhanden ist. Bei allen Fragen dieser Art handelt es sich ja erst in zweiter Linie um das Wann, am wichtigsten ist stets das Wie. Und da hat sich stets als die richtigste Taktik erwiesen, wenn keine direkte Lücke vorhanden ist, vor allem das Vorhandene gründlich auszubauen, dann erst an Angliederungen und Neueinrichtungen zu denken. Eines der wichtigsten Bildungsmittel bildet für den Arbeiter neben der Presse und den Zusammenkünften die Bücherei. Obwohl wir nun mit Stolz darauf hinweisen können, dass einige der grossen Zentralorganisationen darin schon Mustergültiges geleistet haben, lässt sich doch nicht leugnen, dass viel mehr Nutzen aus dieser Einrichtung für die Arbeiterbewegung gezogen werden muss. Die Tatsache, dass einige Büchereien von den Genossen weniger benutzt werden, ist wohl einzig und allein auf die systemlose Organisation der Büchereien zurückzuführen, was man auch aus den Zahlen erkennen kann, die organisch eingerichtete und gut geleitete Büchereien aufzuweisen haben.

Nun zur Bibliothekenfrage selbst. Von vornherein muss da unterschieden werden zwischen Verbandsmitgliedschaften und ihren Büchereien in den Gross-



städten, den mittleren und kleinen Städten und den kleinsten Zahlstellen draussen auf dem Lande.

In allen Grossstädten wird selbstverständlich das Ideal immer eine zentralisierte Bücherei aller Gewerkschaften, auch der politischen und genossenschaftlichen Organisationen, sein. Dazu fest angestellte, sachkundige Büchereileiter, eigene Räumlichkeiten mit Lese- und Arbeitsraum, Handbücherei usw. Diese Zentralisation ist leider mit wenigen Ausnahmen in den Grossstädten erst im Anfangsstadium, was sich klar aus den Tabellen der *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* zur Statistik der Gewerkschaftskartelle im Jahre 1906 ergibt.

Von 526 Kartellen — 553 gibt es im ganzen — besaßen Ende 1906 nur 300 eine zentralisierte Bücherei, davon 46 ein eigenes Lesezimmer.<sup>1)</sup> 51 Kartelle hatten zur selben Zeit mehr als je 5000 Mitglieder. Von diesen 51 besaßen nur 25 eine Zentralbücherei und gar nur 21 ein dazugehöriges Lesezimmer. Berlin ist hierbei nicht berücksichtigt. Von den 40 deutschen Städten mit über 100 000 Einwohnern besitzen 13 eine zentralisierte Bücherei, davon 6 ein eigenes Lesezimmer. Ob sämtliche dieser Büchereien angestellte Bibliothekare besitzen, konnte ich leider nicht feststellen, ist aber wohl anzunehmen. Die für die Grossstadt einer Zentralisation besonders entgegenstehenden räumlichen Schwierigkeiten lassen sich doch überwinden, nötigenfalls durch Einrichtung von Filialbüchereien, wie sie mehrere Volksbüchereien schon mit Erfolg eingeführt haben. Schwerer ist es schon die einzelnen, oft Tausende von Bänden umfassenden, in sich organisch gegliederten Verbandsbüchereien zusammenzufügen. Diejenigen, die eine solche Massnahme für zu gewaltsam halten, mögen sich von Paul Bröcker an die Solidarität erinnern lassen<sup>2)</sup> und andererseits einsehen, dass durch das Sammeln all dieser kleinen Hilfsmittel in einer Zentrale der erzieherische und agitatorische Wert nicht einfach mit dem Quantum der Bücher sondern gleichsam in dessen Quadrat wächst; mit ihm auch der Vorteil für jeden einzelnen Verband.

Die Summe von Vorteilen, die sich für die Arbeiterbewegung durch eine derartige Zentralisation ergeben würden, lässt sich am besten an konkreten Tatsachen erkennen; auch an Berlin, das ein Beispiel dafür ist, wie es nicht sein soll. Wenngleich alle vorher erwähnten Schwierigkeiten, die sich einer Grossstadt in dieser Frage bieten, für Berlin doppelt schwer ins Gewicht fallen, so ist doch wahrscheinlich, dass die Vorteile eines systematischen Büchereiwesens all diese Nachteile wettmachen würden. In Berlin besitzen die grossen Gewerkschaften Büchereien mit Zehntausenden von Bänden. Von den der *Berliner Gewerkschaftskommission* 1906 angegliederten 81 Verwaltungen besitzen auch die kleinsten Filialen ihre Bücherei; ebenso hat fast jeder Beruf seine Sammlung allgemein wissenschaftlicher und unterhaltender Bücher, mit besonderer Verwaltung. Ausser einer gut organisierten städtischen Volksbibliothek mit Leseräumen und vielen Filialen wäre hier noch die besonders den Interessen der Arbeiter entsprechend eingerichtete Heimannsche *Öffentliche Bibliothek*, die auch ihren Leseraum mit etwa 500 Zeitungen und Zeitschriften und eine grosse Handbücherei besitzt, zu nennen. Auch in den Vorortstädten

<sup>1)</sup> Das Berliner Gewerkschaftskartell hat nach der Statistik ein eigenes Lesezimmer, aber keine zentralisierte Bücherei.

<sup>2)</sup> Vergl. Paul Bröcker *Allgemeine Gewerkschaftsbibliotheken* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1903, 1. Band, pag. 362 ff.

Charlottenburg, Schöneberg usw. existieren zum Teil — oder werden doch schon geplant — eigene Volksbüchereien. Wenn wir hier von den Dutzenden von wissenschaftlichen Institutionen und Museen mit ihren dem Arbeiter zugänglichen Büchersammlungen absehen, wäre noch auf die königliche Bibliothek mit ihren 1 300 000 Bänden, ihrer Zeitschriftensammlung und ihrer umfangreichen Handbücherei hinzuweisen. Ein Zusammenfügen der Büchereien, die nicht durch die Arbeiterorganisationen geschaffen sind, ist selbstverständlich ausgeschlossen und indiskutabel. Wohl aber könnten sich die Berliner Organisationen Büchereileiter anstellen, die sich mit den Katalogen all dieser Büchereien vertraut zu machen hätten und jedem wissbegierigen Genossen die ausführlichsten Angaben über die allgemeinere und speziellere Literatur geben könnten. Die Zentralbücherei der Arbeiterorganisationen könnte ihre Bestände dann systematisch, analog den Lücken des allgemeinen Bücherbesitzes ergänzen.

Wir kommen jetzt zu der vor allem zu erledigenden Frage einer abgeänderten und organisch gegliederten Einrichtung der Verbandsbüchereien in den Großstädten. Ihrem Zwecke entsprechend müssten sie in zwei Teile zerfallen, in einen ersten, der die allgemeine Literatur in ihren einzelnen Disziplinen in sich aufnähme, in einen zweiten, der nur der Fachliteratur vorbehalten bliebe. Daneben aber müssten wiederum die Kataloge aller in der Stadt vorhandenen Institute Platz finden, die solche Fachbücher, Werke und Arbeiten zum Zwecke der öffentlichen Benutzung im Besitze haben. Auch würde es nichts schaden, wenn die Bücherverzeichnisse der allgemeinen Literatursammlungen, soweit dies möglich, in dem entsprechenden Teile der Bücherei ständen. Auch die Zusammenstellung der Bücherei würde durch Zentralisation weit besser werden als es heute möglich ist, wo nicht einmal die Verbände bei Neuanschaffungen usw. auf eine gegenseitige Ergänzung bedacht sind. Neben einer wahrhaft guten Unterhaltungsliteratur müssen natürlich vor allem die wichtigsten wissenschaftlichen Disziplinen in einer reichhaltigen Auswahl von Büchern vertreten sein. Dass dies in einer Zentrale weit ergiebiger ausgestaltet werden könnte, ist klar, wenn man bedenkt, dass der Arbeiter heute in den vielen kleineren Verbandsbüchereien immer die gleiche beschränkte Anzahl von Büchern der selben Autoren findet. Die 255 000 Mark, die die zentralisierten Gewerkschaften 1906 für Büchereizwecke ausgegeben haben, würden so erst die Früchte tragen, auf die man bei Ausgabe einer solchen Summe zu rechnen hat. Bei der Anschaffung von neuen Büchern darf nicht nur nach dem Gesichtspunkte der Billigkeit verfahren werden; die teilweise jämmerlichen Übersetzungen guter ausländischer Autoren in schlechtester Ausstattung, die nur durch geringe Arbeitslöhne zu einem Spottpreis auf den Markt geworfen werden können, gehören in keine Arbeiterbücherei, zumal sie mit den Originalen fast nichts mehr gemein haben als die Handlung, während der Klang und die besondere Farbe vollständig verloren gehen. Was die Zahl der Bücher anlangt, so ist dafür zu sorgen, dass vielverlangte Bücher in mehreren Exemplaren vorhanden sind, damit nicht durch häufiges vergebliches Verlangen der Bücher das Interesse an ihnen überhaupt schwindet.

Für die Einrichtung des bisher meist nichts weiter als den Buchtitel, den Namen des Autors und das Katalogzeichen enthaltenden Katalogs möchte ich auf den alljährlich erscheinenden Bücherkatalog des *Vorwärtsverlages* hinweisen,

der zu Titel, Namen usw. noch einige kurze, erklärende Sätze hinzufügt. Freilich müsste das systematisch und in fachmännischer Weise geschehen. Ferner muss ein guter Katalog noch ein alphabetisches Autorenverzeichnis und ein Sachregister, in dem womöglich unter einer Rubrik, zum Beispiel der Volkswirtschaftslehre, die wichtigsten, gleichsam einführenden Werke gesondert von den andern angeführt würden, enthalten. Um zu vermeiden, dass mehrere Male vergeblich das selbe Buch verlangt wird, empfiehlt es sich einen sogenannten *Indikator* aufzustellen, wie ihn mehrere Arbeiterbüchereien schon mit Erfolg besitzen. Er besteht aus einer Art schmalem Schrank ohne Tür und Rückwand. Der Innenraum ist in eine entsprechende Anzahl von Fächern mit Holztäfelchen eingeteilt. Auf ihren beiden Seiten tragen diese die laufenden Katalognummern, auf der einen Seite auf rotem, auf der andern auf blauem Grunde. Jedesmal wenn ein Buch ausgeliehen wird, wird die entsprechende Nummer auf die rote Seite gekehrt, woraus der Entleiher sofort erkennen kann, ob ein Buch vorhanden oder ausgeliehen ist.

Schliesslich ist noch die Einsetzung einer Kommission für Bücherangelegenheiten dringend notwendig, da der Ortsvorstand des betreffenden Verbandes meist mehr zu tun hat als die unbedingt erforderlichen Eintragungen über *Ausleihe* und Rückgabe zu machen und für die Instandhaltung der Bücher zu sorgen. Es werden sich wohl unter den literaturkundigen Genossen und Genossinnen stets solche finden, die bereit und geeignet zu diesem Amte sind. Unter Hinzuziehung geeigneter Kräfte hätte eine Kommission sich auch mit *Literaturnachweisen*, unter besonderer Berücksichtigung der Berufsliteratur, zu befassen. Einige Verbände haben es jetzt schon so durchgeführt, dass der Zentralvorstand eine grössere Anzahl von Büchern kauft und sie an die einzelnen Mitgliedschaften verteilt. Hier bleibt es aber trotzdem unbenommen aus dem Lokalfonds die Bücherei selbständig zu erweitern.

Nun zu den Büchereien der mittleren und kleineren Städte. Da hier keine der Schwierigkeiten existieren, die sich einer Grossstadt in den Weg stellen, ist in jedem Falle zu einer Zentralisation zu raten, zumal bei den geringen Mitteln, die der einzelnen Gewerkschaft zur Verfügung stehen. Tatsächlich besass 1906 auch fast 60 % aller Kartelle mit weniger als 5000 Mitgliedern ihre Zentrale. Räumlichkeiten für die Einrichtung einer Zentrale mit Leseraum könnten eventuell dort, wo keine Parteizeitung und kein Arbeitersekretariat solche bieten, irgend einem Genossen abgemietet werden: etwa ein oder zwei Zimmer. Auf keinen Fall aber darf man dadurch, dass sie in ein Wirtshaus verlegt wird, dazu gezwungen oder verleitet werden bei der Lektüre oder beim Umwechselln der Bücher etwas zu verzehren.

Über die Einrichtung der Leseräume macht ausser dem zitierten Genossen Paul Bröcker auch Genosse Max Quarck in dieser Zeitschrift recht beachtenswerte Vorschläge. Er schreibt unter anderem:

»An die Wände dieser Arbeiterlesezimmer gehören einfache und billige Rahmen, in denen täglich die instruktiven Illustrationen, Landkarten usw. aufgespannt werden, welche die Redaktionen unserer Blätter mit Leichtigkeit aus dem ihnen täglich Zugewandten auswählen können. Dann brauchen unsere jungen Leute nicht mehr die Warte- und Bildersäle der bürgerlichen *Generalanzeiger* presse zu füllen. Eine kleine Handbibliothek zum Nachschlagen darf nicht fehlen. In solche Lesezimmer lassen sich recht gut Lektionen für unsere heranwachsende Jugend, Lichtbildervorträge, Kunsterscheinungen usw. verlegen. Bilder und Materialien dazu kann man, wenn die Sache nicht systematischer angefasst und verbreiteter ist, in der Nachbarschaft

leicht austauschen, und man ist dann nicht darauf angewiesen sich nur mit demjenigen zu begnügen, was reisende Vortragende mitbringen.<sup>3)</sup>

Schliesslich soll es einem Leseraume auch nicht an einer einfachen künstlerischen Ausstattung durch guten Wandschmuck auf nicht zu hell gestrichenen Wänden usw. fehlen. Da die Fachabteilungen in den kleinen Städten meist gar zu klein werden würden, empfiehlt es sich statt ihrer vielleicht Branchenabteilungen einzurichten, deren Verwaltung natürlich wieder allein den betreffenden Verbänden zustehen würde. Die Art der allgemeinen Zusammenstellung, Katalog usw. hätte der der Grossstädte zu entsprechen, jedoch würde wohl die Mithilfe der oben erwähnten Büchereikommission der Zentralvorstände mehr in Anspruch genommen werden.

Die kleinsten Zahlstellen und Ortsverbände draussen auf dem Lande werden es bei ihrer geringen Mitgliederzahl in den seltensten Fällen zu einer eigenen Bücherei bringen, denn an die Lieferung einer solchen durch den Zentralvorstand ist nicht zu denken. Und doch muss gerade diesen Genossen, die gleichsam auf vorgeschobenem Posten als moderne Kulturpioniere für den Sozialismus kämpfen, auf alle Fälle die Zufuhr geistiger Nahrung systematisch erleichtert werden. Ihr Wirken in den kleineren Orten ist durchaus nicht gering einzuschätzen, zumal wenn man bedenkt, dass die Rekruten der grossstädtischen Industriearbeiterarmee heute zu einem guten Teile aus kleinen Orten stammen. Noch ein anderes ist zu bedenken. 30 organisierte Arbeiter bilden in manchem Dorfe eine sehr beachtenswerte Macht. Wer öfters hinauskommt aufs Land, in die kleinsten Orte, wird oftmals staunen, welchen Einfluss die womöglich auch politisch organisierten Arbeiter auf den Lauf der Dinge haben. Bei den niedrigen Steuersätzen stellen sie oft Wähler zweiter, mitunter sogar erster Wählerklasse dar, ein eignes Häuschen, ein Stück nebenbei bewirtschaftetes Land macht sie zum Grundbesitzer. Das Interesse für öffentliche Angelegenheiten kennen sie von der Grossstadt her. So bilden sie oft in der Gemeinde, im Gemeinderat die anerkannten, hochgeachteten, zum mindesten aber gefürchteten Vertreter der mächtigen Sozialdemokratie. Alle diese Genossen müssen mit dem nötigen Aufklärungsmaterial versorgt werden, und da Fachorgan, eventuell auch Arbeiterpresse und Vorträge dieser Aufgabe in keiner Weise genügen, muss doch wieder zur Bücherei als dem besten Bildungsmittel die Zuflucht genommen werden.

Hier ist es nun, wo das gemeinnützige Wirken der Wanderbüchereien einzusetzen hat, über deren Technik und Praxis uns Genosse Südekum vor einiger Zeit in diesen Heften sehr Hörenswertes mitteilte, was er selbst aus den Erfahrungen mit der von ihm seit Jahresfrist geleiteten Wanderbücherei für die kleinsten sozialdemokratischen Parteiorganisationen draussen auf dem Lande geschöpft hat. Er schreibt:

»Den Grundstock der Bücherei bildete eine Auswahl von Büchern . . . es kam ein Grundstock von etwa 240 Bänden zusammen, die ich zunächst in 16 Reihen einteilte. Jede Reihe besteht aus Büchern, die der sozialistischen Propaganda dienen, dann aber auch aus geschichtlichen, schöngestigen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Büchern. Die Anzahl schwankte zwischen 9 und 16 verschiedenen Werken, je nach dem Umfang der einzelnen Bände; das Ausmass war damit gegeben, dass jede Reihe mit Verpackung das Gewicht eines einfachen Postpakets nicht übersteigen durfte. Bei der Wahl des Verpackungsmaterials kam es darauf an leichtes

<sup>3)</sup> Vergl. Max Quarck *Volksbildung und Sozialdemokratie in den Sozialistischen Monatsheften*, 1906, 2. Band, pag. 757 ff.

Gewicht mit Handlichkeit und grosser Dauerhaftigkeit zu verbinden. . . . Ich liess mir vom Tischler zwei 25×33 grosse Bretter machen, auf deren eines ein zirka 1 Quadratmeter grosses Stück Wachstuch aufgenagelt wurde. Legt man die Bücher auf das Wachstuch, schlägt die Enden zusammen, setzt hierauf das zweite Brett und umschnürt das Ganze mit starkem Bindfaden, so erhält man ein leichtes und den Fährlichkeiten des Transportes in jeder Weise gewachsenes Paket. Das Packmaterial für eine Reihe stellt sich auf ungefähr 1,30 Mark.<sup>4)</sup>

Mit den geschilderten einfachen Mitteln hat nun Genosse Südekum die Wanderbücherei hinausgehen lassen, nicht ohne einen statistischen Fragebogen, um das Resultat prüfen zu können. Wenn man nun die zum Teil abgedruckten Antworten der Genossen liest und sieht, mit welcher ehrlichen Freude die Arbeiter diese Gelegenheit ergriffen haben der Arbeiterbewegung wieder zu nützen, muss man nur bedauern, dass noch nicht mehr in dieser Hinsicht geschehen ist. Wie notwendig dies wäre, geht auch aus der Antwort des Vorsitzenden der Zahlstelle des Stein- und Erdarbeiterverbandes zu Helmbrecht in Oberfranken hervor. Er schreibt auf dem Fragebogen:

«Es sieht in bezug auf Aufklärung bei uns noch sehr schlecht aus. Von einem guten Buche ist nichts vorhanden, viel weniger von einer Bibliothek. Und gerade bei uns machen die die besten Geschäfte, die mit Schundromanen handeln. Es ist zum Weinen, wenn man zusehen muss, wie die schlechtesten Romane von jung und alt nur so verschlungen werden, selbst noch von Partei- und Gewerkschaftsmitgliedern. Die oben erwähnte Büchereikommission des Zentralvorstandes der Verbände wäre die natürliche Zentrale für solche Wanderbüchereien. Bei der Auswahl der Bücher wäre hier nur mehr auf gewerkschaftliche und speziell berufliche Fragen Rücksicht zu nehmen. So könnte auch den Pionieren der Organisation des Sozialismus überhaupt, sehr viel geholfen werden. Und nicht nur den Männern, auch den Frauen, den Erzieherinnen des kommenden Geschlechtes, das unser Erbe übernehmen soll.

Zu all diesen Vorschlägen mag nur noch gesagt werden, dass darunter nur wenig noch nicht versucht ist. Das einzige, was fehlt, ist die Einheit im Handeln. Wir wissen, dass wir besseres und grösseres Wissen brauchen als uns die bürgerliche Gesellschaft als Waffe entgegenhält und als sie den Arbeitern in der Schule mit auf den Weg gibt. Darum müssen auch die Gewerkschaften sich noch viel mehr als bisher mit dieser Frage beschäftigen: das Ergebnis lohnt den Aufwand.

XX

## ROBERT DANNEBERG · STAATSLERWERKSTÄTTEN?



ORGANISATION der Jugend lautet eine der Fragen, die in letzter Zeit in den sozialistischen Parteien nahezu aller Länder stark in den Vordergrund getreten. Zugleich mit ihr begann aber auch das Problem der Erziehung und besonders der gewerblichen Ausbildung die Sozialdemokratie zu beschäftigen, mit dem sie sich früher kaum befasst hatte. Da ist auch hier und da von den Staatslehrwerkstätten die Rede gewesen, ohne dass aber gerade ihnen besondere Beachtung geschenkt worden wäre, obwohl die Frage pädagogisch, sozialpolitisch und politisch von sehr grosser Bedeutung ist. Genosse Quessel hat in dieser Zeitschrift darauf hin-

<sup>4)</sup> Vergl. Albert Südekum *Wanderbibliotheken in den Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 771.

gewiesen, dass die Resolution 148, die dem Mannheimer Parteitag vorlag, sich nicht klar geäußert hat, ob Lehrwerkstätten neben der bestehenden Meisterlehre zu wünschen wären oder als Ersatz an ihre Stelle zu treten hätten.<sup>1)</sup> Der Zusammenhang, in dem sich die Worte *Errichtung von Lehrwerkstätten* befinden, spricht wohl für die erste Ansicht. Mit Recht aber verlangt Quessel, dass sich die Sozialdemokratie hier deutlich entscheide. Er selbst meint, dass Staatslehrwerkstätten, als Ersatz der Meisterlehre gedacht, schon wegen der hohen Kosten keine Aussicht auf Verwirklichung hätten. Ist dies richtig? Soll eine solche Forderung deshalb, weil hohe Kosten oder Hindernisse politischer Art ihre Verwirklichung in naher Zeit als aussichtslos erscheinen lassen, überhaupt verworfen werden? Das ist wohl nicht der richtige Standpunkt, von dem aus diese Frage zu betrachten ist. Sie kann nur betrachtet werden im Zusammenhang mit dem Problem der Lehre von heute und den Reformen, die sich aus ihr entwickeln.

Was ist die Meisterlehre? Wie geschieht die gewerbliche Ausbildung der Arbeiter heutzutage? Der Lehrling steht zu seinem Meister in einem doppelten Verhältnis. Er ist sein Schüler, aber auch sein Arbeiter. Der Meister gibt dem Lehrling Unterricht, der Lehrling stellt dem Meister seine Arbeitskraft zur Verfügung. Aus dieser Doppelstellung des Lehrlings resultiert das ganze Lehrlingselend. Der Meister, der mit dem Lehrling respektive dessen Vertreter den Vertrag abschliesst, ist der wirtschaftlich stärkere Teil, bekommt überdies noch eine Art väterlicher Gewalt über den Lehrling. Da nun die beiden Leistungen (Unterricht und Arbeit) im Vertrag weder quantitativ noch qualitativ abgegrenzt werden können, so ist die Auslegung der wichtigsten Punkte des Vertrages in der Praxis ganz dem Belieben des Meisters überlassen. Denn die Vereinbarung eines Lehrgelds, das der Lehrling dem Meister zu entrichten hat, oder eines kleinen Lohnes, den der Lehrling allwöchentlich zu bekommen hat, ist nicht das Wesentliche. Der Meister wird nun trachten die Arbeitskraft des Lehrlings bis an die Grenzen seiner Körperkraft, und leider oft noch weit darüber hinaus, auszunutzen, die Zeit des Unterrichtes dagegen möglichst einzuschränken. Und nur zu spät merkt der Lehrling, dass er viel mehr Arbeiter als Schüler war, dass er ausgenutzt, aber nicht ausgebildet ist; und nur zu oft wird er am Ende seiner Lehrzeit gewahr, dass er von seinem Gewerbe wenig versteht. Das Versprechen der Leistung des Unterrichtes wird so nur zum Vorwand sich einen billigen und willfähigen Arbeiter kontraktlich zu binden.

Dass derartige jugendliche Arbeitskräfte, die erst ihre Qualifikation erwerben sollen, in der Grossindustrie an Stelle von wirklich qualifizierten Arbeitskräften aus mannigfachen Gründen nicht verwendet werden können, ist klar. Für das Kleingewerbe sind sie aber geradezu die Rettung geworden. Der Meister, der die infolge der gewerkschaftlichen Kämpfe erhöhten Gehilfenlöhne nicht mehr zahlen kann, der den Vorsprung der Fabriktechnik vor seiner Handarbeit durch eine lange Arbeitszeit wettmachen will, die sich der Gehilfe nicht gefallen lässt, mietet junge, widerstandsunfähige Arbeitskräfte gegen — Unterricht. Auf solche Art erhalten sich Tausende von Kleinmeistern, die sonst längst ihre Selbständigkeit eingebüßt hätten. Sogar der Bericht der österreichischen Gewerbeinspektoren

<sup>1)</sup> Vergl. Ludwig Quessel *Meisterlehre oder Lehrwerkstätten?* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 86: ff.

für 1905 gibt diese Tatsache zu. Man hat sich früher vielfach geschämt sie einzugestehen, und das Gejammer, dass die Anstellung von Lehrlingen eigentlich von seiten des Handwerks ein Opfer an die Allgemeinheit sei, will auch heute noch nicht ganz verstummen. Damit reimt sich freilich die wirkliche Handhabung durch die Meister und auch die Auffassung der Gewerbegesetzgebung sehr schlecht zusammen. In der österreichischen Gewerbeordnung besteht die Entziehung des Rechtes Lehrlinge zu halten als eine Strafe für den Meister, die ihn härter trifft als jede andere und darum nur äusserst selten zur Anwendung gelangt. Vielleicht noch drastischer trat diese richtige Auffassung vom Lehrverhältnisse in dem Bericht hervor, den im Jahre 1906 gelegentlich der Reform der Gewerbeordnung der Spezialberichterstatte r Schneider über die fakultative Meisterprüfung ans österreichische Abgeordnetenhaus erstattet hat, und in dem es heisst: »Andererseits soll in dem ausschliesslichen Vorrecht Lehrlinge verwenden zu dürfen und in den damit verbundenen Vorteilen auch eine Belohnung für jene Handwerker bestehen, welche die Meisterprüfung abgelegt haben.« Vorrecht, Vorteile, Belohnung: deutlicher kann es wohl nicht ausgesprochen werden. Dabei ist die Gesetzgebung so rücksichtsvoll für das Kleingewerbe keine Maximalarbeitszeit zu fixieren. Die österreichische Gewerbeordnung enthält bloss ein Verbot der Nacharbeit für Jugendliche unter 16 Jahren, wobei als Nacht die Zeit von 8 Uhr abends bis 5 Uhr früh verstanden wird, so dass noch immer der Fünfzehnstudentag erlaubt ist, der auch in der Praxis noch nicht ganz abgekommen ist. Für Lehrlinge, die älter als 16 Jahre sind, fehlt eine Begrenzung der Arbeitszeit im Kleingewerbe überhaupt. Dass unter solchen Umständen der Unterricht in der Lehre eine ganz nebensächliche Rolle spielt, wird niemanden wundernehmen. Wenn nun die Industriellen über Mangel an qualifizierten Arbeitskräften klagen, so ist damit nicht gesagt, dass die Meisterlehre quantitativ den Ansprüchen der modernen Industrie nicht genüge. Sie genügt bloss nicht in qualitativer Beziehung. Denn Tausende und Abertausende junger Arbeiter, die freigesprochen werden, sind um ein paar Jahre ihres Lebens betrogen worden, und entsprechen nach Absolvierung der Lehre den Anforderungen, die an einen gelernten Arbeiter ihres Faches gestellt werden, so wenig, dass sie als Hilfsarbeiter Beschäftigung suchen oder in der Fabrik erst frisch zu lernen anfangen müssen.

So ist die Meisterlehre — die Fabriklehre kommt neben ihr kaum in betracht — vielfach eine Quelle des Unglücks für die heranwachsende Arbeitergeneration, die fürs ganze Leben geschädigt wird. Das statistische Amt für das Deutsche Reich stellte darüber folgende Betrachtungen an:

»Es gibt schätzungsweise im Deutschen Reiche 900 000 Lehrlinge; diese erleiden wohl jährlich eine Einbusse von durchschnittlich 100 Mark an Lohn dadurch, dass sie als jugendliche Arbeiter, Laufburschen usw. ausgenutzt werden, ohne den höheren Lohn der letzteren zu erhalten. Gesamteinbusse dieser Lehrlinge jährlich zirka 9 Millionen Mark. Es gibt schätzungsweise im Deutschen Reiche mindestens 750 000 Personen, die trotz Durchlaufens einer Handwerkslehre eine ungenügende Ausbildung in ihrem Gewerbe erhielten. Ihr durchschnittlicher Lohn wird dadurch, sei es, dass sie noch im Handwerk, oder dass sie in Fabriken beschäftigt sind, um mindestens 150 Mark pro Jahr verkürzt. Gesamteinbusse dieser Arbeiter  $750 \times 150 = 112\frac{1}{2}$  Millionen Mark jährlich.«<sup>3)</sup>

So nötig die Industrie qualifizierte Arbeitskräfte braucht, so ungerne befasst sie sich mit ihrer Ausbildung, und der preussische Eisenbahnmaschineninspektor

<sup>3)</sup> Vergl. Konrad Weiss Die gewerbliche Ausbildung /Leipzig 1903/, pag. 12.

Garbe konnte schon vor fast 20 Jahren nicht mit Unrecht behaupten, es sei charakteristisch, dass »heute als Ausnahme, als besonderes Verdienst betrachtet, belobt und prämiert wird, was ehemals für einen die Lehre verlassenden Berufsgenossen als selbstverständlich galt, nämlich der Nachweis erzielter Leistungsfähigkeit und Berufstüchtigkeit«<sup>2)</sup>. Aber setzen wir einmal den idealen Fall: Der Lehrling gerät nicht in die Hände eines Lehrlingszüchters, sondern untersteht einem Meister, der diesen Namen, sofern er heute überhaupt noch am Platze ist, verdient. Wird seine Ausbildung in diesem seltenen Falle wirklich vollkommen sein? Ganz unmöglich. Auch der Meister, der gewillt ist und die Fähigkeit hat Unterricht zu erteilen, kann den Lehrling doch nicht systematisch unterweisen, da die Arbeiten in einem Betriebe, zumal im Kleinbetriebe, nicht nach pädagogischen Gesichtspunkten durchgeführt werden können. Es muss gearbeitet werden, was der Tag verlangt, Schweres und Leichtes bunt durch einander, oft dutzende Male ein und das selbe. Eine wirkliche Unterweisung an der Stätte der Produktion ist nicht denkbar. Ausserdem ist es bei der heute weit fortgeschrittenen Spezialisierung völlig ausgeschlossen auch nur einen Überblick über ein Gewerbe zu erhalten, wenn man drei oder vier Jahre in der Werkstätte eines Handwerkers zubringt. Wenngleich eine wirkliche Unterweisung in der heutigen Lehre nicht möglich ist, und die Klagen der Unternehmer über die schlechte Qualifikation der Arbeiter immer häufiger werden, so ist doch von einer grosszügigen Aktion zur Änderung dieses für Arbeiter und Unternehmer gleich ungesunden Zustandes nirgends etwas zu verspüren. Für die Heranbildung einzelner wichtiger Kategorien qualifizierter Arbeitskräfte hat der Staat durch Gründung technischer Hoch- und Mittelschulen freilich gesorgt. Die Ausbildung von Ingenieuren, Chemikern etc. im Warenproduktionsprozess ist eben zu unvorteilhaft. Für die Masse der Arbeiterschaft geschieht nichts. Als Lehrling zahlt der jugendliche Arbeiter seinen Unterricht durch seine Arbeit selbst, als Schüler müsste er vom Staat erhalten werden.

Wie kann das nun geändert werden? Eine Reform des Lehrlingswesens ist nach zwei Seiten denkbar. Sie kann den Lehrling als Arbeiter oder als Schüler treffen. Reformen der ersten Art werden meist unter dem Namen des *Lehrlingsschutzes* zusammengefasst. Dieser ist von unendlicher Wichtigkeit, aber er kann dem Lehrling, soweit er ein Schüler ist, nicht oder nur indirekt nützen. Ist dem Lehrling als Schüler zu helfen? Eine wirkliche Reform auf diesem Gebiete halte ich für ausgeschlossen. Eine Unterrichtsreform muss die Unterrichts *m e t h o d e* und den Unterrichts *s t o f f* ändern. Dieser kann durch gesetzliche Vorschriften nicht berührt werden, der Lehrling kann immer nur an den Arbeiten lernen, die der Zufall in die Werkstätte seines Meisters bringt. Und von einer Methode in der Unterweisung kann nicht die Rede sein, solange sie sich innerhalb der Warenproduktion vollzieht. Alle Mittel, die bisher vorgeschlagen worden sind, haben entweder nur im engen Kreise geholfen oder sind praktisch überhaupt undurchführbar. Die Gesetzgebung hat meist die Lehrlingsprüfung in Vorschlag gebracht, doch ist auch sie völlig ungeeignet an den Dingen etwas zu ändern. Wird sie ernst durchgeführt, dann bestätigen ihre Resultate nur, was man auch ohne sie wusste: dass nämlich die Lehre nichts wert ist; sinkt die Prüfung zur Formalität herab, so verfehlt sie ihren Zweck

<sup>2)</sup> Vergl. Robert Garbe *Der seligmässige Ausbau des gesamten Lehrlingswesens für Industrie und Gewerbe* (Berlin 1889), pag. 55.



von Anbeginn. Bei dieser Gelegenheit möchte ich, ohne mich auf diese Frage hier näher einzulassen, nur erwähnen, dass auch die Lehrlingsskolen hier kaum helfen können; denn selbst bei exakter Einhaltung der Vorschriften vermögen sie an der Methode und der Begrenzung des Unterrichtsstoffes für den Lehrling nichts zu ändern; sie beeinflussen den Unterricht nur insofern als auch die Zahl der Schüler für den Lehrerfolg in betracht kommt.

Da die wichtigsten Mängel der Lehre aus ihrem Wesen entspringen, können sie nur durch die Beseitigung der Lehre selbst aus der Welt geschafft werden. So sagte schon Bücher im Jahre 1875 auf einer Generalversammlung des *Vereins für Sozialpolitik* in Bonn: »Wir müssen prinzipiell die Ausbildung der Lehrlinge von der Praxis der Werkstätte trennen und für die Ausbildung der Lehrlinge besondere Organe schaffen.« Das Gesagte beweist, dass mit der Errichtung einzelner Lehrwerkstätten neben der Meisterlehre nur wenig gedient ist. Es wird dadurch höchstens der grosse Unterschied aufgezeigt, der zwischen den Resultaten eines wirklichen gewerblichen Unterrichts und den Ergebnissen der Meisterlehre besteht; vorausgesetzt, dass die Unterrichtsmethode der Lehrwerkstätten zweckentsprechend ist, was in den bestehenden Anstalten nicht immer der Fall ist. Für jeden, der eine gründliche Reform der gewerblichen Ausbildung erstrebt, gibt es nur eine Lösung: völlige Beseitigung der Meisterlehre und allgemeine Errichtung von Lehrwerkstätten durch Staat und Gemeinde. Dass diese Reform nicht über Nacht durchgeführt werden kann, obwohl neben der Arbeiterschaft auch der Staat an ihr ein eminentes Interesse haben müsste, sei gleich zugegeben. Sie würde grundstürzende Änderungen im Wirtschaftsleben zur Folge haben, die den Neigungen der herrschenden Klassen durchaus nicht entsprächen. Es würde einerseits der Staat in starkem Ausmasse in die Reihe der Warenproduzenten treten — denn bei jedem gewerblichen Unterricht werden auch teilweise marktfähige Waren erzeugt, wenn auch natürlich ihre Erzeugung nicht Zweck des Unterrichtes ist —, und auf der andern Seite würde das Verschwinden des Handwerkertums, aus dem die Ordnungsparteien ihre stärksten Wählerkontingente gegen die Sozialdemokratie holen, bedeutend beschleunigt werden. Gleichwohl ist die Verwirklichung dieses Gedankens nicht nur möglich sondern bestimmt zu erwarten. Die Lehrlingsausbildung wird immer schlechter, der Mangel an tüchtigen Arbeitern immer fühlbarer: da muss ein Moment kommen, in dem der Staat als Repräsentant der Kapitalistenklasse in deren Interesse eingreift. Je länger es noch so weitergeht wie bisher desto lieber ist es ihm freilich: er erspart Kosten und erhält durch Zulassung der Lehrlingsausbeutung künstlich die Selbständigkeit von Bevölkerungsschichten aufrecht, die zu den Kerntruppen der Reaktion gehören und ohne die Möglichkeit der Lehrlingsausbeutung rettungslos ins Proletariat versinken müssten. Wann der Umschwung beginnen wird, das ist wesentlich von dem Interesse des Kleinbürgertums an dem Lehrlingssystem abhängig. Wenn das Gesetz nicht mehr schrankenlose Ausbeutung gestattet, dann verliert das Kleingewerbe allmählich das Interesse an den Lehrlingen. Es gilt also vor allem den Lehrling als jugendlichen Arbeiter zu schützen. Je ausgiebiger der Lehrlingsschutz wird, um so weniger können die Lehrlinge dem Kleinmeister nützen, denn der Lehrlingsschutz verteuert ihre Arbeitskraft. Zwei Forderungen verdienen vor allem die grösste Beachtung: die Verkürzung der Lehrzeit und die Festsetzung eines entsprechenden Maximalarbeitstages für die Lehrlinge. Freilich sind Arbeiterschutz-

gesetze für niemanden so schwer durchzusetzen wie für Lehrlinge. Aber niemand braucht den Schutz nötiger als gerade sie. Und er hilft ihnen nicht nur momentan, sondern fördert zugleich die Entwicklung der Lehrwerkstätten. Das ist aber auch der einzige Weg, der zu einer wirklichen Reform der gewerblichen Ausbildung führt. Die Arbeiterklasse allein wird ihn gehen, sie wird auch den Staat am Ende zur Errichtung von Lehrwerkstätten zwingen.

Die Sozialdemokratie hat sich jedoch mit diesen Dingen bisher nur wenig beschäftigt. Obwohl die Forderung der Lehrwerkstätten bedeutend genug ist, so fehlt sie dem Minimalprogramm der Partei überall, abgesehen von der Schweiz. In diesem Lande, in dem das Fachschulwesen schon heute besonders stark entwickelt ist, hat auch die Sozialdemokratie auf dem Züricher Parteitage /1904/ in ihr Programm die Forderung der »Berufslehre in Lehrwerkstätten und Fachschulen als Ersatz für die Berufslehre beim Meister« aufgenommen. In Österreich, dem klassischen Lande der zünftlerischen Bestrebungen, war die Sozialdemokratie wiederholt genötigt, sich mit der Frage zu beschäftigen. Auf dem Parteitage von 1901, der auch das Parteiprogramm beschloss, gelangte folgende Resolution zur Annahme:

»In der Erwägung, dass dem masslosen Lehrlingselend durch keine schwächliche Reform ein Ende bereitet werden kann, fordert der Parteitag die Abschaffung des Lehrlingswesens und die Errichtung von Staatslehrwerkstätten zum Zwecke der Heranbildung eines tüchtigen gewerblichen Nachwuchses. Der Staat hätte nicht nur für die Einrichtung und Instandhaltung dieser Anstalten, sondern auch für eine angemessene Verpflegung der aufgenommenen Zöglinge Sorge zu tragen.«

Bei der Beratung der letzten Gewerbenovelle im Arbeitsbeirat vertraten die Arbeiterdelegierten diese Forderung. Im Abgeordnetenhaus hob der Abgeordnete Eldersch, der Sprecher der sozialdemokratischen Fraktion, in der Beratung zweimal hervor, dass die Sozialdemokratie prinzipiell die Beseitigung der Meisterlehre und die obligatorische Einführung der Lehrwerkstätten fordere. Die Gewerkschaften stehen in Österreich auf dem selben Standpunkt. In einer Enquete, die im Winter 1892-1893 von den Gewerkschaften Wiens einberufen worden war, sprachen sich unter 26 Experten, die 21 Gewerbe vertraten, 25 für die Beseitigung der Meisterlehre aus. Einige Monate später erhoben die Gewerkschaftsdelegierten, darunter auch ein Vertreter der Buchdrucker, die gleiche Forderung in einer Enquete, die der Gewerbeausschuss des Abgeordnetenhauses veranstaltete. Auch aus der jüngsten Zeit liegen Äusserungen ähnlicher Art vor. So zum Beispiel vertrat das Organ des österreichischen Verbandes der Bäcker erst kürzlich wieder diese Forderung, und auf der internationalen Konferenz der Friseure, die in Stuttgart tagte, wurde eine vom Österreicher Alscher vorgeschlagene Resolution angenommen, die in Punkt 6 »Lehrlingsausbildung in staatlichen oder kommunalen Lehrwerkstätten, Verbot des Lehrlingshaltens in Privatbetrieben« verlangt.

Die Verwirklichung dieser Forderung hängt von dem politischen Einfluss der Arbeiterklasse ab. Die Tatsache, dass einzelne Länder, wie zum Beispiel Österreich, auch heute schon eine Anzahl von Lehrwerkstätten errichtet haben, deren Absolventen im Gewerbesgesetz sogar teilweise Privilegien geniessen, darf freilich nicht darüber hinwegtäuschen, dass die völlige Beseitigung der Meisterlehre noch in weiter Ferne steht. Wir haben heute zum Beispiel in Österreich neben 300 000 Lehrlingen etwa 12 000 Schüler von Lehrwerkstätten. Für das gesamte gewerbliche Bildungswesen gibt der Staat rund 11 Millionen Kronen aus. Er hat Lehrwerkstätten nur dort errichtet, wo ein Gewerbe im Nieder-

gang begriffen war, und neue Produktionsmethoden rascher eingeführt werden sollten. Den Mittelstand zu schützen war dabei sein Hauptbestreben. Und das selbe ist auch in den andern Ländern der Fall, die Einrichtungen ähnlicher Art schaffen. Mit der völligen Beseitigung der Meisterlehre ist das Handwerkertum heute weniger einverstanden denn je, weil Lehrlingsausbeutung in immer höherer Masse die Grundlage seiner Existenz wird. Je rascher die wirtschaftliche Entwicklung vorwärts schreitet, desto grösser wird die Ausbeutung der Lehrlinge, und desto schlechter deren Ausbildung. Dabei wächst jedoch die Arbeiterschaft immer mehr an Zahl und gewinnt immer grösseren Einfluss auf die Gesetzgebung, der nicht nur Arbeiterschutzgesetze im allgemeinen, sondern auch Lehrlingsschutzvorschriften im besonderen abgerungen werden müssen. Da diese das Handwerkertum an der Befriedigung des gesteigerten Bedürfnisses nach Lehrlingsausbeutung hindern, so wird der Kampf um den Lehrling immer heftiger werden, bis sich endlich das Halten von Lehrlingen, worüber schon heute, wenn auch leider nur unberechtigt, gejammert wird, nicht mehr rentiert. Dann erst wird die Bahn für die gründliche Reform der gewerblichen Ausbildung frei sein.

Für die Gewerkschaften wird die Frage um so dringender, je grösser die Zahl der Arbeiter wird, für die sie Lohnkämpfe zu führen haben. Denn gute Qualifikation der Arbeiter ist beim Abschluss von Tarifverträgen Voraussetzung. Freilich ist nicht zu verkennen, dass eine staatliche Regelung des Lehrlingswesens auch antigewerkschaftliche und vor allem antisozialdemokratische Tendenzen haben könnte. Der Staat würde, um nur eins zu erwähnen, einen grossen Einfluss auf die Erziehung der Arbeiterklasse gewinnen. Aber ihre Früchte braucht die Sozialdemokratie so wenig zu fürchten, wie den Einfluss der Volksschule oder der Kaserne. Und dann darf man nicht vergessen, dass, ehe obligatorische Lehrwerkstätten eingeführt werden, die Arbeiterklasse ja schon einen sehr hohen Grad von Macht im Staate erlangt haben muss. Das Wichtigste bei der Beurteilung der ganzen Frage ist, dass die Staatslehrwerkstätten als Ersatz für die Meisterlehre infolge der wirtschaftlichen Entwicklung immer notwendiger werden, und ihre Einführung durch den Kampf der Arbeiterklasse gegen die Lehrlingsausbeutung beschleunigt wird. Dass die grosse Umwälzung mit ihren politischen Folgen der Entwicklung zum Sozialismus einen mächtigen Ansporn geben muss, soll für die Sozialdemokratie der Grund sein sich dieser Forderung mit grösserer Energie anzunehmen als das bisher der Fall war.

XX

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

### Politik / Max Schippel

**Pressestrolch** Mit einer erquickenden Entschlossenheit und Einmütigkeit, wie man ihr leider nicht immer bei ähnlichen Anlässen begegnet, wiesen in den letzten Tagen die Reichstagsjournalisten aller Parteien eine Beleidigung zurück, die aus der Mitte des Parlamentes kam, ohne die sonst übliche Zurückweisung seitens des

Präsidiums oder Zurücknahme seitens des Entgleisten zu finden. Eine durch das unangebrachte Pathos des Vortrages ziemlich verunglückte Äusserung des Abgeordneten Erzberger über die gleichfalls ewige Negerseele hatte im Hause wie auf den Tribünen Heiterkeit erregt. Auch bei den Pressevertretern, denen so wenig wie den anderen Sterblichen unter ihnen im Parterre Menschliches fremd ist, und denen, mindestens so gut wie den anderen, nach

endlosen kräfteerschöpfenden, öden Tages- und Abendsitzungen ein befreiendes Lachen wahrlich gelegentlich zu gönnen war. Darauf reagierte der Zentrumsabgeordnete Gröber, dem noch aus der verflossenen Zeit der regierenden Partei ein ziemlich rücksichtsloses Herrenbewusstsein eignet, mit den herausfordernden Worten: »Wieder oben, die Schornalisten, die selben Saubengels, die neulich unterbrochen haben!« Eine Abordnung der Beschimpften nahm zunächst Rücksprache mit dem Reichstagspräsidenten. Da dessen im weiteren Verlaufe der Sitzung ausgesprochenes Bedauern über den Zwischenfall ganz ungenügend schien, so unterblieb vom 20. bis zum 24. März so gut wie alle Berichterstattung über die Reichstagsverhandlungen. Die Redaktionen selber stellten sich durchaus auf die Seite ihrer Mitarbeiter; inländische wie ausländische Berufsorganisationen überboten sich förmlich in Sympathieundgebungen. Unter dem Druck der ganz unhaltbar gewordenen Zustände bat zuletzt der Abgeordnete Gröber, zur Geschäftsordnung das Wort nehmend, um Entschuldigung wegen des unparlamentarischen Ausdrucks. Damit war das Normalverhältnis zwischen Presse und Reichstag wieder zurückgekehrt.

Man wird es der Presse nicht verdenken können, dass sie vom Parlament und von dessen Angehörigen die gleiche öffentliche Achtung verlangt wie sie umgekehrt niemand eifersüchtiger hütet und beansprucht als gerade die Mehrzahl der modernen Parlamente. Beide, Presse wie Parlament, sind unentbehrliche Organe der öffentlichen Meinung; und wenn sich hier in den letzten Jahrzehnten eine Rangverschiebung vollzogen haben sollte, dann sicherlich nur zu gunsten der Presse, nicht aber der Parlamente. In allen höherstehenden europäischen Staaten sind heute die meisten politischen Erörterungen längst schon durch Tages- und Wochenschriften ausgereift und mitunter sogar bis zur Spruchreife erschöpft, ehe das letzte parlamentarische Aufwärmen und Auftragen beginnt. Es ist deshalb kein Zufall, dass selbst in England die parlamentarischen Debatten im Durchschnitt, von einzelnen grossen Entscheidungstagen abgesehen, lange nicht mehr der Aufmerksamkeit begegnen wie früher. Je entwickelter die Presse, desto leichter fällt es ihr jederzeit früher aufzustehen als die in Zeit und Geschäftsgang viel mehr gebundenen Parlamente. Vielleicht noch immer von England abgesehen, ver-

körpert sich darum in der Presse fast aller Parteien ein viel grösseres Mass von Intelligenz und agitatorischer Schlagkraft als in den Fraktionen der Vertretungskörperschaften. Aber gleichviel, ob man darin einen durchaus modernen, fortschrittlichen Grundzug unseres politischen Lebens sehen mag: jedenfalls ist es ein allgemeinstes Interesse, dass das eine unentbehrliche Organ der öffentlichen Meinung und Meinungskämpfe sich nicht durch Herabsetzung seiner Repräsentanten selber degradieren lässt. Und da wir als Sozialdemokraten jederzeit jeden Angriff auf das Ansehen des Parlamentes solidarisch, Schulter an Schulter mit anderen bürgerlichen Fraktionen mit abwehren helfen, so wäre es um so unverständlicher gewesen unsere Solidarität mit bürgerlichen Journalisten aller Parteien deshalb bedenklich zu finden und wohl gar preiszugeben, weil, wie man behauptete, der Gegensatz *Block kontra Zentrum* in die Frage mit hineinspielte. In allen ähnlichen Streitfällen hat man, wenn man nicht der Kurzsichtigkeit geziehen werden wollte, niemals nach dem Einzelanlass und der Einzelwirkung entschieden sondern mit vollem Rechte immer nur an das Prinzip und an das *Heute dir, morgen mir!* gedacht.

Wir haben somit allen Anlass uns der Führung und des Erfolges dieses eigenartigen Pressestreiks zu freuen.

× Kolonialdebatten ×  
Die Kolonialdebatten im Reichstag haben von neuem gezeigt, welche böse Erbschaft jeder Leiter unseres Kolonialamtes aus der Vergangenheit übernimmt, und Herr Dernburg wird, wie jeder seiner Vorgänger, kaum den Tag als einen glücklichen preisen, an dem ihn sein Ehrgeiz trieb sich zur Sanierung des Nachlasses der von Kayser, von Buchka, von Stuebel und des Prinzen Hohenlohe bereit zu erklären. Die sogenannten *alten Afrikaner* stehen heute Herrn Dernburg feindlicher als je gegenüber. Sie haben wohl am Anfang den scharfen Angriffskampf gegen das Zentrum mit Beifall begrüsst, aus wahlpolitischen Gründen und weil der überseeischen Bureaukratie wie den Pflanzern, Farmern und Händlern der Missionstätigkeit nie besonders behagte. Seitdem jedoch der reformeifrige Staatssekretär gleich jedem weiterblickenden bürgerlichen Kolonialreformer auch die Notwendigkeit eines gewissen Eingee-

borenschutzes zur Beruhigung der Kolonien und zur Sicherung der kolonialen Zukunft predigte, hören die Zusammenstöße mit den Pflanzerwortführern und mit den Abgeordneten von Liebert, Semler, Arendt, Arning, Paasche nicht mehr auf. Alldeutsche Blätter beschuldigen Dernburg bereits, dass er sich dem Zentrum zu nähern suche, um bei einem Windwechsel nicht den Anschluss an die wahrscheinliche Fahrtrichtung zu verlieren. Das beruht weniger auf Wahrscheinlichkeit und gutem Glauben als auf denunziatorischer Berechnung und Diskreditierungssucht. Doch ist die Haltung Dernburgs zusehends unsicherer geworden, und damit ist auch der Glaube wankend geworden, man habe in ihm wirklich einen Herkules für den Augiasstall gefunden. Der Missmut erhielt neue Nahrung, als die Massnahmen gegen Simon Copper in Südwestafrika abermals keinen vollen Erfolg ergaben, und auch in Kamerun wieder Gefechte in den Grenzbezirken stattfanden. Jedenfalls hat der Kolonialsekretär die schwierigste Amtstätigkeit noch vor sich, wenn ihn die Welle überhaupt noch lange trägt. Und leider würde ein Amtswechsel gegenwärtig nur die ältere Richtung der deutschen Kolonialpolitik verstärken.

× **Kurze Chronik** Ein dem Reichstage zugegangener Gesetzentwurf betreffend Änderungen im Münzwesen schlägt die Ausprägung von 25 Pfg.-Stücken vor, ferner die Erhöhung des Kopfbetrages an Silbercheidemünzen von 15 auf 20 M. Die Regierung will zunächst mit einer Erhöhung der Kopfquote um 3 M. auskommen, wünscht jedoch sofort die weitergehende gesetzliche Ermächtigung für einen späteren »grösseren ausserordentlichen Bedarf an Silbermünzen«. × Die Wolken zwischen Japan und Amerika scheinen sich zu verziehen. In der Einwanderungsfrage ist eine formelle Einigung bereits geschaffen; die amerikanische Flotte wird sogar die japanische Gastfreundschaft geniessen. Ebenso haben China und Australien Einladungen an die Flotte ergehen lassen. × Dagegen regt sich das chinesische Selbstgefühl stark gegen die Japaner auf, besonders nachdem der von Macao aus waffenschmuggelnde japanische Dampfer Tatsu Maru nach der Beschlagnahme wieder freigegeben werden musste. × Vor Haiti liegen wieder einmal Kriegsschiffe europäischer Nationen,

weil der Präsident nach Hinrichtung verschiedener angeblicher Verschwörer die fremden Missionen bedrohte, in denen eine Reihe von Flüchtlingen Schutz suchte. × Die Kongo annexionsvorlage wurde in der Kommission gegen die Stimmen der beiden Sozialdemokraten angenommen; am 7. April soll die Plenarberatung beginnen, deren Ergebnis nunmehr kaum noch zweifelhaft ist.

### Sozialistische Bewegung / Josef Bloch

**Preussische Wahlrechtsbewegung** Der Wahlrechtskampf in Preussen wird durch den Wahlkampf abgelöst. Seine nächste Aktion bildet die Wahl selber. Es muss nun vor allem verhindert werden, dass die sozialdemokratische Partei mit ihrer Taktik bei der Wahl in eine Sackgasse gerät. Man hat leider zu lange mit der Intransigenz gespielt, nun wird es schwer sich in der Situation zurecht zu finden. Auch herrscht noch jetzt bei einem Teil der Parteigenossen die Neigung die Gegensätze, die die Sozialdemokratie von den übrigen (echten oder lauen) Wahlreformfreunden trennen, zu verschärfen statt das Augenmerk auf die Reform selber zu richten und jeden Schritt zu tun, der auf diesem Wege liegt. Es sei daher nochmals betont: Nichts ist weniger angebracht als das Gerede vom Klassenkampf bei der Landtagswahl, ebenso wie es überflüssig und daher schädlich ist wirtschaftspolitische Streitfragen hineinzuziehen; die die Widerstände gegen jede Reform zu verschärfen geeignet sind. Man überlasse diese Dinge ruhig der späteren Entwicklung, die vielleicht auch in der Sozialdemokratie eine innere Wandlung, eine Abkehr vom Hergebrachten bewirken wird. Jetzt ist es die Pflicht der Parteigenossen der mehr unbesonnenen als beabsichtigten Erhöhung einer in dieser Angelegenheit nicht notwendigen Spannung entgegenzuwirken und trotz aller Antipathie, die uns namentlich von der *Freisinnigen Volkspartei* trennen mag, trotz der Haltung der Herren Fischbeck und Kopsch und der *Vossischen Zeitung*, die politische Arithmetik nicht verwirren zu lassen. Man muss sich und den anderen stets vor Augen halten, dass die Wahlreform selber das Wichtigste ist und um jeden Preis erzielt werden muss, dass dagegen alles Weitere zurückzustehen hat. Es ergibt sich daraus die eindeutige klare Taktik: Selbstverständlich muss man in erster Linie alles aufbieten, um auch im Wahlkampf die eigene

Partei, die doch schliesslich die grösste Garantie bietet, vorwärts zu bringen. Da man indes nur in einer verschwindend kleinen Anzahl von Fällen die Aussicht hat selbst Sitze zu bekommen, in einer grösseren Anzahl von Wahlkreisen aber den Ausfall entscheidend beeinflussen kann, so arbeitet man für die Wahlreform, indem man überall deren Freund gegen deren Gegner unterstützt, mag dieser Freund sonst, seiner Person oder seiner Parteirichtung nach, noch so sehr zu bekämpfen sein. Man muss sich darüber klar sein: Dass eine Wahlrechtsreform kommt, ist sehr wahrscheinlich; wie sie ausfällt, das hat die Bevölkerung in ihrer Hand. Es macht schon einen gewaltigen Unterschied aus, ob der Gesamtheit des Abgeordnetenhauses eine Schwebung mehr nach rechts oder eine Schwebung mehr nach links erhält. Von ihren prinzipiellen Forderungen soll die Sozialdemokratie selber nicht abgehen. Aber sie darf nicht vergessen, dass es schliesslich der preussische Landtag selber ist, der über die Reform beschliesst. Also nur auf dessen Zusammensetzung kommt es in diesem Wahlkampf an, auf sonst weiter nichts. Es bedarf keiner Verbrüderung mit anderen Parteien, auch gar keines Zusammengehens — das ist ja nach der Lage der Dinge auf beiden Seiten ziemlich ausgeschlossen —, es bedarf einfach der Unterstützung aller Wahlreformfreunde, entsprechend dem Sinn der vom Parteivorstandsmittglied Singer abgegebenen und auf dem preussischen Parteitag wiederholten Erklärung. Die Gegenleistung speziell für unsere Partei besteht in der Wahlreform selber: Die Wahlreform gibt ihr die Möglichkeit zu späteren Erfolgen, und um diese Möglichkeit vorzubereiten, kann sie jetzt mit Selbstverleugnung jede Parteipolitik beiseite lassen und reine Wahlreformpolitik treiben. Die Wahl aller Kandidaten, die sich als Gegner des Dreiklassenwahlrechts erklären und sich verpflichten jeden Versuch zu seiner Abschaffung zu unterstützen und selber zu unternehmen: diese Parole scheint der Partei von den Verhältnissen heute aufgenötigt und zweckmässig. Vorläufig ist über die besondere Taktik bei der Wahl noch kein Beschluss gefasst worden: hoffen wir, dass er so ausfällt!

×  
Pressestreik  
und Partei

An dem Journalistenkonflikt im Reichstag war auch die Sozialdemokratie beteiligt. Sie hat in ihrer Weise Solidari-

tät geübt. Sie hatte einen schönen Anlass zu beweisen, dass ihr der Zusammenhang zwischen Presse und Parlament vollständig klar sei, und dass sie die törichte Überheblichkeit parlamentsbureaukratischen Geistes nach Gebühr qualifiziere. Wenn die sozialdemokratische Reichstagsfraktion nicht die Initiative ergriff, um dem beleidigten Journalistenstande die schuldige Genugtuung zu geben, so geschah es doch wohl nur aus einer Art Courtoisie gegen den Abgeordneten, der in seiner Erregung sich hatte hinreissen lassen, und dem sie die Gelegenheit geben wollte das, was er ange richtet, selber wieder gut zu machen. Gerade unter Sozialdemokraten musste man sich darüber klar sein, dass es sich bei dem Konflikt nicht um eine blosses Verbalinjurie handelte sondern um eine Auffassung von dem Wesen und dem Wert der Presse überhaupt, die ebenso Beweis wie zum Teil Ursache unserer politischen Rückständigkeit ist. Im Interesse des Parlamentarismus selber ist es zu bedauern, wenn die einzelnen Abgeordneten durch ihr Verhalten zeigen, dass sie über dessen Wesen und über ihre eigene Bedeutung falsch unterrichtet sind. Die schöpferischen politischen Gedanken wachsen selten in der Zeitung, seltener aber im Parlament: sie können nur dort vollzogen werden. Von einigen wenigen, nicht durch Wahl sondern durch Begabung dazu Berufenen werden sie erzeugt und entwickelt. Gewiss sind Publizisten darunter und auch Abgeordnete — man denke zum Beispiel nur an die Gewerkschaftsführer, die im eigentlichen Sinne Fachleute sind und selber auf ihrem Gebiet produktive politische Arbeit leisten —, aber nicht dem Stande als solchem ist die Produktivität eigentümlich: gerade die bedeutendsten politischen Köpfe befinden sich heute ausserhalb der gewählten Vertretung. Die leitenden Ideen findet man in den Schriften dieser Wissenschaftler und Politiker, die die Realitäten zu studieren, deren Konsequenzen zu ziehen vermögen und das Ergebnis ihrer Forschungen in grösseren Werken oder Journalen dem politischen Publikum übergeben. Die Tagespresse schmilzt es in kleine Münze um, es wird verbreitet und unzähligermal wiederholt, die einzelnen Abgeordneten verarbeiten es dann in Kommissionsbeschlüssen und in Reden im Plenum, die Tagespresse greift dieses, zuerst von ihr, dann von den Abgeordneten Verarbeitete nochmals auf und wirft es in die Masse. Ein ewiger

Prozess, in dem Journalisten und Parlamentarier in ewiger Wiederholung die Reihenfolge wechseln: gleichwertig als Teile des politischen Organismus. Es darf daher nicht der eine Teil sich eine Zensur über den anderen anmassen. Irgendwelcher Dünkel schadet nur seinem Träger. Eine ungerechtfertigte Meinung, die ein Parlamentarier vielleicht von seinen eigenen Qualitäten haben mag, kann der Kritik der erfahrenen Berichterstatter auf der Journalistentribüne, die vielseitiger, oft kenntnisreicher und parlamentarisch erfahrener sind, nicht lange stand halten. Die Geringschätzung, mit der unsere Abgeordneten zuweilen auch in unseren eigenen Reihen behandelt werden — man erinnere sich nur, wie die *Leipziger Volkszeitung* vor einigen Jahren unsere Reichstagsfraktion als die 78 Genossen von oben herab zur Ordnung rief! —, hat der Partei sicherlich nicht gut getan; diese primitiven Anschauungen muss man gründlich ausrotten. Gerade der Presse fällt die Aufgabe zu die Masse über das Wesen des Parlamentarismus aufzuklären und die Abgeordneten von dem Verdacht des *parlamentarischen Kretinismus* zu reinigen. Soll sie aber ihre erzieherische Tätigkeit mit Erfolg ausüben, so muss sie auch selbst die Stellung erhalten, die ihrer Bedeutung entspricht. Dass es damit selbst in der sozialdemokratischen Partei noch ziemlich schlecht bestellt ist, davon haben wir in den vergangenen Jahren wenig erfreuliche Beispiele erlebt. Der Journalistenkonflikt im Reichstag, in dem die Vertreter der bürgerlichen und der sozialdemokratischen Presse charaktervoll zusammenstanden und ihre Berufsehre entschieden zu vertreten gewusst haben, muss eine Mahnung sein endlich die Presse mehr würdigen zu lernen. Pressfreiheit und Volksvertretung sind beide die Grundlagen des konstitutionellen Lebens, beide in Deutschland gleichzeitig geboren, unauflöslich mit einander verbunden. Beiden gegenüber steht die Bureaukratie, mag sie die des Staates, mag sie die einer Partei sein. Der Zopf vormärzlicher Anschauungen über die Presse kann ruhig auch in manchen Parteiinstanzen abgeschnitten werden, selbst wenn manche verschwiegene Eitelkeit sich dadurch etwas gekränkt fühlt.

× **Frankreich:** Die Rede über die Einkommensteuer, die Genosse **Wiederanbahnung des Blocks** Jaurès am 27. und 28. Februar in der Kammer gehalten hat, mar-

kiert vielleicht den Ausgangspunkt für eine Weiterentwicklung der Politik der sozialistischen Partei, die in den letzten Jahren hinter den unfruchtbaren Syndikalismus zurückgetreten war. Der Vortrag Jaurès', in dem er die finanztechnische Seite des Projekts wie dessen politische und parlamentarische Bedeutung sachlich klar herausgearbeitet und mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit beleuchtet hat, war eine bedeutende Tat. Auch in der Kammer selber war dieser Eindruck vorherrschend. Man erkannte den Jaurès wieder, der früher als der erste Redner Frankreichs die Massen hinzuweisen und die Politiker zu überzeugen verstand. Die ganze Linke brachte ihm am Schluss eine Ovation dar. Der frühere Marineminister und jetzige Abgeordnete Pelletan setzte in der einflussreichen *Dépêche de Toulouse* auseinander, dass diese Rede die Wiederherstellung des Blocks bedeute, der bekanntlich vor vier Jahren durch die Nachgiebigkeit Jaurès' gegenüber der Amsterdamer Resolution in die Brüche ging. Das ist wohl etwas zu sanguinisch geurteilt: so schnell kann man den Weg der Reform nicht wiederfinden, nachdem man lange Zeit allerhand direkte und andere *Aktionen* hat predigen lassen. Aber darin hat Pelletan schliesslich recht, dass diese Rede denen sehr gegen den Strich gehen wird, die aus dem Sozialismus eine enge Sekte machen wollen, und deren einzige politische Weisheit in der gegenseitigen Bekämpfung der sozialistischen und der bürgerlichen Demokratie besteht. Jaurès hat in seiner Rede den Gedanken der aktiven Mitarbeit der geeinigten Partei an den Reformbestrebungen der bürgerlichen Linken formuliert. Er hat damit den Weg gewiesen, der allein aus der *radikalen* Versumpfung der Partei herausführt. Wenn es vielleicht auch noch eine Zeitlang dauern wird, ehe die geeinigte Partei ihn ernstlich betritt, so scheint es doch, dass sie sich dazu entscheiden wird.

× **Kurze Chronik** Der badische Parteitag, der am 7. und 8. März in Offenburg abgehalten wurde, zeigte, dass die Organisation der badischen Partei zwar noch vieles zu wünschen übrig lässt, dass aber deren politische Wirksamkeit relativ gross ist. Die 1000 sozialdemokratischen Gemeindevertreter, die sozialdemokratischen Bürgermeister, die positive Tätigkeit der Landtagsfraktion nimmt, wie dort ausgeführt wurde, dem sozialistenfeindlichen Mini-

sterium den Wind aus den Segeln. Symptomatisch wichtig ist ein Beschluss der Tätigkeit der Kreistage in Zukunft grössere Beachtung zu schenken und auf eine Reform des Kreistagswahlrechts hinzuwirken. × Der 14. Parteitag der holländischen Sozialdemokratie wird Ostern in Arnheim stattfinden. Es wird da unter anderm darüber entschieden werden, ob das Zentralorgan *Het Volk* unter der gegenwärtigen kollektiven Redaktion bleiben, oder ob ein Chefredakteur ernannt werden soll. Ein weiterer Antrag betrifft die Herausgabe einer Monatsschrift durch die Partei selbst, neben der bereits bestehenden, von einzelnen Genossen intransigentischer Richtung herausgegebenen *Nieuwe Tijd*. Von den wichtigeren politischen Gegenständen der provisorischen Tagesordnung sei die Agitation für das allgemeine Wahlrecht, die Kommunalpolitik, die Stellung der Partei zum Genossenschafts- und Gewerkschaftswesen hervorgehoben. × Bei den Gemeindewahlen in Reykjavik auf Island hat die junge sozialdemokratische Arbeiterpartei statt der erhofften 4 Mandate nur eins errungen, und das, obgleich nach der neuen Gemeindeverfassung alle Männer und Frauen, die mindestens 5 Kr. Steuer zahlen, wahlberechtigt sind. Die Schuld an dem Misserfolg wird der Zersplitterung der Arbeiterschaft zugeschrieben. × Das Nationalkomitee der amerikanischen S. P. hat es abgelehnt mit der S. L. P. Einigungsverhandlungen zu führen: ein Beschluss, der durch die unmögliche Politik der S. L. P. und durch die ganze Art ihrer Leitung seine Rechtfertigung findet.

#### Gewerkschaftsbewegung / Ernst Deinhardt

**Generalkommission der Gewerkschaften** Im Korrespondenzblatt veröffentlicht die *Generalkommission* ihren Rechenschaftsbericht für das Jahr 1907; ein sehr beachtenswertes gewerkschaftliches Dokument. In ihm wird eingangs auf die Bedeutung des Entwurfs zu einem Reichsvereinsgesetz für die Gewerkschaften hingewiesen. Obwohl das Gesetz lange nicht den Wünschen der Gewerkschaften entspricht, hat die *Generalkommission* es doch unterlassen dagegen eine grosszügige Protestbewegung einzuleiten, weil es für Norddeutschland immerhin im allgemeinen einen Fortschritt bringt, wie auch die Einheitlichkeit des Rechts, die es bringt, anzuerkennen ist. In den letzten Jahren sind immer mehr gemeinsame Sitzungen von *Generalkom-*

*mission* und Vorstand der sozialdemokratischen Partei zur stehenden Einrichtung unserer Bewegung geworden. Solche Sitzungen fanden nicht nur zwecks Regelung der beiden Körperschaften von der deutschen Delegation des Stuttgarter internationalen Kongresses zur endgültigen Entscheidung übertragenen Maifeierfrage statt; auch andere die gewerkschaftliche und politische Bewegung gleicherweise berührende Fragen sind durch derartige Aussprachen beider Körperschaften geregelt worden. »In allen Fällen ist eine Verständigung über die beratenen Fragen erzielt worden, und ist es zu keinerlei Differenz oder zu einer Meinungsverschiedenheit nach erfolgter Aussprache gekommen.« Gewiss ein erfreuliches Zeichen. Sehr eingehend hat sich die *Generalkommission* mit der Frage der Dienstbotenorganisation beschäftigt. Die Gewerkschaftskartelle wurden angewiesen den Versuch zu machen Dienstbotenorganisationen im lokalen Rahmen ins Leben zu rufen, weiter trat die *Generalkommission* in eine Prüfung der Frage ein, inwieweit unter dem gegenwärtigen Gesinderecht die Gründung einer Zentralorganisation für die Dienstboten möglich sei. Leider wurden diese Vorarbeiten durch das unzeitgemässe Eingreifen der sozialdemokratischen Frauenorganisation in die Dienstbotenbewegung gestört. Aus grundsätzlichen Bedenken wurde der Antrag des *Vereins Berliner Hausangestellten*, des *Verbandes der Hausierer und reisenden Händler*, des *Industrieverbandes für den Solinger Bezirk* und des *Verbandes der reisenden und gereist habenden organisierten Arbeiter* auf Anschluss an die *Generalkommission* abgelehnt, dagegen wurde der Anschluss der Zentralverbände der Hoteldiener und der Xylographen an die Zentrale der freien Gewerkschaften vollzogen. Ein Zusammenarbeiten mit den bürgerlichen Frauenrechtlerinnen und Sozialreformern auf einem Arbeiterinnentag und in einem Ausschuss für Arbeiterinneninteressen wurde ebenfalls abgelehnt. In den Einrichtungen der Agitationskommissionen, die ganz oder teilweise von der *Generalkommission* finanziert werden, hat sich nur insoweit eine Änderung vollzogen, als seit April 1907 das Arbeitersekretariat für das Saarrevier vollständig aus den Mitteln der *Generalkommission* erhalten wird. Das Informationsbureau für die Bodenseestaaten wird jährlich mit 100 M. unterstützt. In der Leistung von Zuschüssen zur Gründung oder Erhaltung von Ar-



beiter- und Gewerkschaftssekretariaten oder Beschaffung von Versammlungslokalen musste sich die Kommission nach wie vor aus organisatorischen Gründen grosse Zurückhaltung auferlegen.

Über die Unterrichtskurse spricht sich der Bericht sehr anerkennend aus. Es fanden deren bisher 8 statt, die von insgesamt 442 Teilnehmern besucht waren. Die Teilnehmerzahl schwankte bei den einzelnen Kursen zwischen 29 und 71. Von einzelnen Gewerkschaften wurden die Kurse stark in Anspruch genommen. So nahmen vom Maurerverband 97 Mitglieder an den Kursen teil. Wieder wird in dem Bericht das geringe Entgegenkommen des reichsstatistischen Amtes bei Durchführung der amtlichen Streikstatistik kritisiert. Die Haltung dieser Reichsbehörde ist um so weniger zu verstehen, wenn man berücksichtigt, dass sie zur Durchführung der Arbeiterstatistik in steigendem Masse die Gewerkschaften in Anspruch nehmen muss.

Das *Korrespondenzblatt* erscheint jetzt in einer Auflage von 23 600 Exemplaren, während das italienische Organ, dessen Erscheinungsort jetzt Hamburg ist, 10 650, das polnische 6000 Auflage hat. Die Abrechnung der Kommission weist eine Reineinnahme von 320 178 (1906 242 766) M., eine Ausgabe von 226 710 (1905 37) M. auf. Das Vermögen stieg von 254 764 auf 348 232 M. Von den Ausgaben sind zu erwähnen 43 520 M. an Unterstützung von Provinzialagitationskommissionen, 17 046 M. für die sonstige Agitation, 25 072 M. für den Verlag, 25 520 M. für die Verwaltung der *Generalkommission*, 6151 M. für die Unterrichtskurse, 44 479 M. für das *Korrespondenzblatt*, 13 456 M. für das Zentralarbeitersekretariat. Bei insgesamt 6 durch die *Generalkommission* veranstalteten Streiksammlungen gingen insgesamt 200 254 M. ein, die bis auf 4776 M. den Hilfe heischenden Gewerkschaften zugeführt wurden.

× **Christliche Gewerkschaften** ×  
 Das Jahr 1907 hat den christlichen Gewerkschaften nicht solch grossen Erfolg gebracht wie das Jahr 1906, immerhin haben sie ihre Mitgliederzahl noch um rund 30 000 vermehrt. Anscheinend haben die Reichstagswahlen die Entwicklung der christlichen Bewegung ungünstig beeinflusst, und besonders scheint die Tatsache, dass sich die Gewerkschaftsführer teils für das Zentrum gegen den Block teils für den Block gegen das Zentrum

engagiert haben, von Nachteil auf die christlichen Organisationen gewesen zu sein, weshalb der Ausschuss des *Gesamtverbandes* in seinem im *Zentralblatt* erschienenen Rechenschaftsbericht entschieden von seinen Beamten mehr Zurückhaltung in politischen Dingen fordert. In dem Bericht wird auch gegen die Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine entschieden Stellung genommen, die »auf Kosten der christlichen Gewerkschaften und mit teilweise nicht einwandfreien Mitteln« versucht hätten ihr Agitationsterrain zu erweitern. Der Vorstand des *Gesamtverbandes* hat sich mehrfach mit der Dienstboten- und Landarbeiterfrage befasst. Die Organisation der Dienstboten wurde den konfessionellen Frauenvereinen überlassen, während die Frage der Organisation der Landarbeiter noch nicht entschieden ist. Im Berichtsjahre wurden in einer Reihe von Organisationen bedeutende Beitragserhöhungen durchgeführt. Ferner die Zahl der im Hauptberuf tätigen Beamten bedeutend erhöht. So wurde im Generalsekretariat ein weiterer Beamter angestellt, ferner wurden für Mittel- und Norddeutschland Sekretariate mit dem Sitz in Erfurt und Hamburg errichtet, denen je ein Beamter vorsteht. In Bayern rechts des Rheins waren 21 Beamte angestellt (gegen 14 im Jahre 1906), in Schlesien 3.

Die Einnahmen des Generalsekretariats im Jahre 1907 beziffern sich auf 104 863 M., darunter 49 896 (1906 35 636) M. an Beiträgen. An Ausgaben entstanden 83 589 M., darunter 11 633 M. für das *Zentralblatt*, 6946 M. für das polnische, 4853 M. für das italienische Organ, 6230 M. für das Generalsekretariat, 1620 M. für das Bureau für Arbeitervertretung vor dem Reichsversicherungsamt, 19 540 M. für Agitation und 1 36 M. für den *deutschen Arbeiterkongress*. Das *Zentralblatt* erscheint in einer Auflage von 9200, das polnische Organ von 4500, und das italienische von 2500 Exemplaren.

× **Ungarn** ×  
 Vom 5. bis 7. Januar fand in Budapest der 4. Kongress der Gewerkschaften Ungarns statt. Es waren 206 Delegierte anwesend, davon allein 138 aus Budapest, was sich bei der dominierenden Stellung dieser Stadt in der ungarischen Arbeiterbewegung leicht genug erklärt. Die Gewerkschaften dieses Landes haben sich in den letzten Jahren recht günstig entwickelt, immerhin sind die Organisationen klein, gemessen an den Berufsverbänden

der westeuropäischen industriellen Länder. Innerhalb der letzten 3 Jahre hat sich die Mitgliederzahl um 88 194 erhöht, das heisst mehr als verdoppelt, ebenso ist das Gesamtvermögen der Gewerkschaften um beiläufig 700 000 K. gestiegen, was ebenfalls einer Verdoppelung der Fonds gleichkommt. Die Bewegung macht auch weiter gute Fortschritte, trotz der fortgesetzten Verfolgung durch die Behörden. Nach Erledigung der mehr geschäftlichen Fragen beschäftigte sich der Kongress zunächst mit dem Streik- und Vereinigungsrecht. Ein solches Recht besteht in Ungarn nicht. Nur durch Ministerialverfügungen sind dahingehende Bestimmungen getroffen. Das erschwert die gewerkschaftliche Arbeit natürlich ungemain, da fortgesetzte polizeiliche Verfolgungen die Folge dieser Rechtslage sind. Der Kongress forderte denn auch die Gewährung eines freiheitlichen Streik-, Vereins- und Versammlungsrechtes. Weiter wurden Grundsätze über den Abschluss von Kollektivverträgen beraten und angenommen, über die Organisationsfrage erneut im Sinne weitgehender und straffster Zentralisation Beschluss gefasst und zu dem gesetzlichen Arbeiterschutz in Ungarn Stellung genommen. Schliesslich wurde für den Gewerkschaftsrat ein neues Statut aufgestellt, das im einzelnen die Funktionen des Gewerkschaftskongresses, des Gewerkschaftsrates und der Provinzialgewerkschaftskommissionen regelt. Von wesentlichen Änderungen gegenüber den bisher geltenden Bestimmungen ist zu erwähnen: die Erhöhung der Zahl der Mitglieder, für die ein Delegierter zum Kongress zu wählen ist, von 500 auf 1000, ferner die Erhöhung der Beiträge an den Gewerkschaftsrat von 2 % auf 3 % von je 75 % der direkten Einnahmen der Gewerkschaften. In den neuen Bestimmungen ist auch ein Gewerkschaftsausschuss vorgesehen, bestehend aus Vertretern der Zentralverbände, der den Gewerkschaftsrat in seiner Tätigkeit zu unterstützen hat. Der Kongress sprach sich noch für Förderung der Konsumvereine und Bekämpfung der Schäden des Alkoholismus aus.

× **Kurze Chronik** Das vor 2 Jahren bei der *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* eingesetzte *Arbeiterinnensekretariat*, dem die Genossin Ida Altmann vorsteht, hat seinen zweiten Jahresbericht veröffentlicht. Dieses Institut hat sich für die Gewerkschaften als durchaus

zweckmässig erwiesen, und es wird von den Gewerkschaften in immer stärkerer Masse in Anspruch genommen. Nicht weniger als 28 Verbände, 4 Kartelle und 4 Gewerkschaftskommissionen wie auch 3 Arbeitersekretariate traten im letzten Jahre an es heran oder wurden von ihm zu Aktionen angeregt, und weit über 300 Versammlungen wurden vom Sekretariat teils angeregt, teils veranstaltet oder mit Referentinnen versorgt. × Im Fabrikarbeiterverband wird zurzeit die Frage, ob die Landarbeiter durch diese Organisation nach wie vor organisiert werden sollen, oder ob für sie eine besondere Organisation gegründet werden soll, sehr eingehend diskutiert. × Am 9. Februar fand in Halle eine Konferenz von Vertretern der Organisationen der kunstgewerblichen Zeichner statt, die sich mit der Gründung einer einheitlichen Zeichnerorganisation beschäftigte. Die massgebenden Organisationen dieses Berufes werden über die Verschmelzung zu einer Einheitsorganisation schon demnächst Stellung nehmen. × Die lokalistische Fliesenlegerorganisation hat auf ihrer Generalversammlung in Dresden am 8. März beschlossen den Anschluss an den Maurerverband zu vollziehen.

### Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

**Fleischversorgung** Das so schwierige Problem der genossenschaftlichen Fleischversorgung hat der Konsumverein Hagen auf einem neuen Wege zu lösen versucht. Statt eine eigene Schlächterei zu errichten, hat er das Fleisch bereits geschlachteter Tiere bezogen, und zwar Rindfleisch aus Hagen selbst, Hammelfleisch aus Ostfriesland und Kalbfleisch aus Holland. Er hat mit diesem Bezuge sehr gute Erfahrungen gemacht. Die einzigen Betriebseinrichtungen, die er benötigt, bestehen in einer Eisenschiene mit Haken an der Wand, einem Hauklotz, Hackbeil, Säge und einigen Messern. Der Verkauf geschieht in der Weise, dass Anfang der Woche die Mitglieder bei den Lagerhaltern ihre Bestellungen aufgeben, die von diesen genau nach Art und Gewicht des Fleisches an die Verwaltung weiter vermittelt werden. Donnerstag trifft dann das Fleisch per Eilgut ein, und wird von einem Metzger in die bestellten Teile zerlegt. Diese werden in weisse Leinentücher verpackt und mit Preis versehen in die Verkaufsstellen befördert, wo sie von den Mitgliedern abgeholt werden. Der Verein, der diesen Betriebs-

zweig seit zwei Jahren aufgenommen hat, hat bisher regelmässig nur in den Wintermonaten frisch geschlachtetes Fleisch bezogen, weil nur im Winter die Witterungsverhältnisse für den Transport günstig sind. Obgleich auf Fleisch die volle Rückvergütung gewährt wird, konnte man doch stets billiger als alle übrigen Metzger am Orte sein. Trotzdem wurde noch ein ansehnlicher Bruttoverdienst erzielt, der bei Hammelfleisch 17,5 %, bei Kalbfleisch 18,4 % und bei Rindfleisch 12,2 % betrug. Im Durchschnitt wurden im Fleischgeschäft 15,5 % brutto verdient.

Jedenfalls dürfte das Experiment zur Nachahmung anreizen, das übrigens auch der gesamten übrigen Bevölkerung Vorteil gebracht hat, insofern es die städtischen Metzger genötigt hat mit ihren Fleischpreisen gleichfalls herabzugehen.

× ×

**Gartenstädte** Die erste vor 3 Jahren gegründete englische Gartenstadt Letchworth bei

Hitchin schreitet in ihrer Entwicklung rüstig vorwärts. Die Einwohnerzahl ist nunmehr auf rund 5000 gestiegen; zu den 10 bisherigen industriellen Betrieben sind zwei neue hinzuge treten: ein Säge- und Hobelwerk mit elektrischem Betrieb und eine Teppich- und Gobelinweberei, die ihren Betrieb von Haslemere nach Letchworth verlegt hat. Auch im letzten Jahre wurde wieder eine Ausstellung von über 50 Landhäusern in der Gartenstadt veranstaltet, die in Grundriss und Ausgestaltung den Bedürfnissen des städtischen Arbeiters entsprechen und ausserdem dem Charakter des Stadtbildes angepasst sind. Sämtliche Häuser wurden teils von der *First Garden City*, teils von andern Käufern übernommen. Übrigens wird Letchworth auch das interessante Projekt einer Haushaltungsgenossenschaft erleben. Nach den vorliegenden Plänen für die *Cooperative Homes* sollen drei Seiten eines grossen Rechtecks mit kleinen Häuschen im Reihenhausbau bebaut werden, während an der vierten die Zentralküche und in der Mitte ein grosser Garten liegen wird. Die Speisen können sowohl in dem grossen gemeinsamen Speisesaal als auch im Haushalt der Mitglieder, der übrigens auch mit einer eigenen kleinen Kücheneinrichtung versehen wird, eingenommen werden. Für Reinigungsarbeiten usw. stellt die Zentrale auf Wunsch das nötige Personal zur Verfügung.

Die Gartenstadt stellt auch ein geeignetes Feld für die durch die neueste englische Gesetzgebung stark geförderte Bewegung zur Schaffung ländlicher Heimstätten, die *Small Holdings*-Bewegung dar. Die *Norton Small Holdings Limited* hat bereits 21 Heimstätten, die 250 Morgen umfassen, gegründet. Ausserdem sind noch 6 Heimstätten durch die obenerwähnte Landhausausstellung geschaffen, auf der auch Musterheimstätten für ländliche Kleinbetriebe fertig aufgebaut ausgestellt werden. Endlich wird jetzt noch eine *Model Small Holding* nach dänischem Muster ins Leben gerufen, die hauptsächlich der Milchproduktion, für die in Letchworth ein besonders guter Markt ist, dienen soll, und für deren Verwaltung man eine dänische Familie zu gewinnen hofft.

Die *Deutsche Gartenstadgesellschaft* versandte kürzlich vornehmlich in Industriekreisen ein Zirkular, das die Gründung einer gartenstädtischen Siedlung in Norddeutschland vorbereiten soll. Nachdem die erste englische Gartenstadt einen so unerwarteten Erfolg gehabt hat, hält die Gesellschaft die Zeit für gekommen auch in Deutschland an eine praktische Gestaltung der Idee zu gehen. Geldmittel dazu sind bereits von Freunden der Bewegung zur Verfügung gestellt worden, unter der Bedingung, dass sich Industrielle zur Übersiedlung bereit erklären. Der Vorstand fordert daher alle, die ein Interesse an einem solchen Unternehmen haben, vor allem die auswanderungsbereiten Vertreter des Gewerbelebens auf ihre Ansichten und Wünsche zu äussern, die dann bei der Wahl des Geländes Berücksichtigung finden sollen. Vermutlich wird die Wahl auf die Umgebung von Berlin fallen, in der, wie verlautet, bereits für ein sehr günstig gelegenes Terrain das Vorkaufrecht gesichert ist. Findet der Aufruf Widerhall, so soll sofort an die Errichtung einer gemeinnützigen Gründungsgesellschaft geschritten werden. Anfragen von Interessenten sind zu richten an Herrn Adolf Otto, Nikolassee bei Berlin.

× ×

**Ungarn:** Die 1898 gegründete Gross-einkaufsgesellschaft *Hangya* der ungarischen Konsumvereine erfreut sich einer vorzüglichen Entwicklung. Die Gesellschaft, die sehr bescheiden mit einem Umsatze von 45 000 K. im ersten Jahre ins Leben trat, erzielte in ihrem 10. Geschäftsjahre 1907

einen Umsatz von 12 584 852 K., das ist 2 978 859 K. mehr als im Vorjahre. Die Zahl der angeschlossenen Vereine hat sich gegenüber 1906 von 804 auf 900, die der Mitglieder dieser Vereine von 110 000 auf 140 000 vermehrt. Das Anteilkapital der Gesellschaft stieg im Berichtsjahre von 230 000 auf 260 000 K. Von dem erzielten Reinüberschuss von 95 987 K. werden 95 % zur Stärkung der Reserven verwandt; nur 5 % gelangen als Rückvergütung zur Verteilung. Erwähnt sei noch, dass die Gesellschaft im letzten Jahre einen Pensionsfonds für ihre 180 Angestellten errichtet hat. Die *Hangya*, die, wie der gelegentlich des 10jährigen Bestehens veröffentlichte Bericht mitteilt, harte Kämpfe mit den Vertretern des Privathandels auszufechten hatte, ist heute zu einem Hauptstützpunkt der ungarischen Konsumgenossenschaftsbewegung geworden.

× **Kurze Chronik** Der Konflikt zwischen der *G. E. G.* und dem Markenartikelverband

hat nunmehr sein Ende erreicht. Die Mehrzahl der in Frage kommenden Firmen hat, nachdem die Verbandsleitung bereits früher das Verkaufsverbot über die *G. E. G.* aufgehoben hatte, die bedingungslose Lieferung zugesagt. × Die genaue Umsatzziffer der *G. E. G.* für 1907 ist nunmehr auf 59 866 220 M. festgestellt worden, 13 362 982 M. mehr als im Vorjahre, was einer Steigerung von 28,7 % entspricht. Die absolute Zunahme ist bei weitem die grösste seit Bestehen der Gesellschaft. × Die Einigung der Berliner Konsumvereine hat einen erheblichen Schritt vorwärts gemacht. Eine am 15. Februar abgehaltene gemeinsame Sitzung der beiden zunächst in Frage kommenden Vereinsverwaltungen, des *Berliner Konsumvereins* und der *Genossenschaft Berlin und Umgebung*, setzte eine 13gliedrige Kommission ein, die die Grundlagen der neuen Organisation vorberaten soll. × Das vereinigte Teegeschäft der englischen und schottischen *C. W. S.* beschäftigt gegenwärtig über 9000 Personen. × Zur Vorbereitung der Errichtung einer Grosseinkaufsgesellschaft italienischer Konsumvereine ist auf einer Genossenschaftskonferenz in Mailand eine Kommission gewählt worden, der auch Luigi Luzzatti, der Präsident des letzten internationalen Genossenschaftskongresses angehört. × Die grösste der französischen sozialistischen Kon-

sumgenossenschaften *La Bellevilloise* in Paris zählte am Schlusse des letzten Geschäftsjahres 6500 Mitglieder und erzielte einen Umsatz von 3,8 Mill. fr. Sie beschäftigt 137 Personen, unterhält eine Apotheke und hat sich 6 Ärzte verpflichtet, die auf ihre Kosten die ärmeren Mitglieder behandeln. × Die Gründung einer genossenschaftlichen Gartenstadt in Mexiko wird von einer kalifornischen Propagandagesellschaft betrieben. Es sollen 300 000 Acres Land erworben und dieses in Stücken von 5 bis 20 Acres unter die Genossen zum landwirtschaftlichen Kleinbetrieb verteilt werden, während für die Errichtung der Stadt selbst im Zentrum des Besitztums 6000 Acres reserviert werden sollen.

### Frauenbewegung / Wally Zepler

**Politische Arbeiterinnenorganisation** In Form einer Broschüre erschienen kürzlich die teilweise zu spät eingelaufenen Berichte der Arbeiterinnenorganisationen verschiedener Länder an die 1. internationale Konferenz sozialdemokratischer Frauen in Stuttgart. Sie geben eine kurz gefasste, aber recht interessante Zusammenstellung des Standes und der Geschichte der Arbeiterinnenbewegung oder der Mitwirkung der Frauen überhaupt an den politischen und gewerkschaftlichen Kämpfen des Proletariats in den Hauptkulturländern. Natürlich ist der Grad der politischen Aufklärung wie die Ausdehnung der Gewerkschaftsorganisation unter den Arbeiterinnen nur ein getreues Spiegelbild des Standes der gesamten proletarischen Bewegung bei den einzelnen Nationen. Die Agitation verfolgt ja hier nicht — wie die frauenrechtlerischen Bestrebungen — irgend welche besonderen, nur für die Frauen geltenden Ziele, sondern sie will nichts als die Organisationsformen des allgemeinen proletarischen Kampfes auf das weibliche Proletariat übertragen. Trotzdem haben die vielfach bestehenden gesetzlichen Hemmungen, mehr aber noch die ausserordentlichen Schwierigkeiten eines agitatorischen Eindringens in die Kreise der Frauen fast überall zur Begründung eigener Agitationsorgane für die weibliche Arbeiterschaft geführt. Entsprechend der Stärke der Partei in Deutschland ist auch unter der weiblichen Arbeiterschaft bei uns der Fortgang der Bewegung nach allen Richtungen hin am ausgesprochensten erkennbar. Besonders im letzten Jahrfünft zeigt sich eine sehr erfreuliche Steigerung. Da sich durch die

Gesetzgebung in verschiedenen Bundesstaaten der Eintritt der Frauen in die sozialdemokratischen Parteiorganisationen verbietet, hat man seit dem Gothaer Parteitag /1896/ die Leitung der politischen Arbeit in die Hand von weiblichen Vertrauenspersonen gelegt, deren jetzt bereits 407 neben einer besoldeten Zentralvertrauensperson fungieren. Durch dieses System dehnt sich die Agitation unter den Proletarierinnen bis in die entlegensten Ortschaften. Die Tätigkeit der Genossinnen geht im allgemeinen in gleicher Linie mit der der Männer; das heisst, sie sucht nach Möglichkeit die Arbeiterinnen zur Mitarbeit auf allen Gebieten der Politik und Sozialgesetzgebung heranzuziehen. Besondere Beachtung finden natürlich die Fragen, die von spezieller Wichtigkeit für das weibliche Proletariat sind, wie Heimarbeit, Frauen- und Kinderschutz, Schulgesetzgebung, Wahlrecht usw. Im gegenwärtigen Wahlrechtskampfe haben gerade die Frauen sehr lebhaften Enthusiasmus bewiesen, der sich sowohl in ihrer Massenteilnahme an den Versammlungen wie bei den Strassendemonstrationen zeigte. Die Arbeiterfrauen fangen auch an sich der Macht bewusster zu werden, die sie als Konsumentinnen zu üben vermögen. Bei dem Streik der Bäckergesellen im letzten Jahre nahmen sie scharf Partei nicht allein durch Veranstaltung grosser Agitationsversammlungen und Geldsammlungen zu gunsten der Streikenden sondern auch durch Boykottierung der nicht bewilligenden Geschäfte. Durch den gleichen systematischen Boykott der widerstrebenden Firmen unterstützten sie die organisierten Schneider in ihrem Kampfe für Errichtung von Betriebswerkstätten und verhalfen vor allem nach erbittertem Ringen den streikenden Angestellten der Jandorfischen Warenhäuser zum Siege. Im letzten Jahre haben sich die Sozialdemokratinnen auch mit der Dienstbotenfrage beschäftigt und die Leitung der bestehenden Dienstbotenvereine teilweise übernommen. Es soll einer späteren Rundschau vorbehalten bleiben über den Stand dieser Bewegung eingehender zu berichten. Gestützt wird die politische Aufklärungsarbeit durch den starken Vertrieb der *Gleichheit* unter den Arbeiterinnen, die gegenwärtig gegen 70 000 Abonnenten zählt. Auch hat man seit einigen Jahren für die Frauen eine besondere Form der Parteibeiträge eingeführt, durch deren regelmässige Leistung das Bewusstsein der Parteianghörigkeit in ihnen wachgehal-

ten wird. Solche Beiträge zahlen gegenwärtig gegen 9000 Arbeiterinnen.

× **Gewerkschafts-** Fast stärker noch als das **Wachstum des politischen** **Organisation**

Interesses bezeugt der überraschende Anstieg der gewerkschaftlichen Arbeiterinnenorganisation die fortschreitende Entwicklung wie die geleistete Aufklärungsarbeit. Von 74 411 im Jahre 1905 war die Zahl der weiblichen Mitglieder der Zentralverbände Ende 1906 bereits auf zirka 120 000 gestiegen: die Zunahme betrug also in einem Jahre 59,8 %. Von 1900 mit seinen nur 22 844 organisierten Arbeiterinnen bis 1906 ist gar eine Zunahme von 420,5 % vorhanden, während sie im gleichen Zeitraum bei den Männern nur 138,9 % betrug. Die grösste Zahl der weiblichen Mitglieder wie die erheblichste prozentuale Steigerung weist der Verband der Textilarbeiter auf. Er zählte 1900 nur 5254, 1906 37 020 Frauen. Dieser bedeutende Erfolg ist neben den erhöhten Bemühungen der Verbandsleitungen selbst hauptsächlich der durch Jahre fortgesetzten mühevollen Tätigkeit einiger Genossinnen zu danken, die sich seit langem ausschliesslich der gewerkschaftlichen Arbeit widmen und mit Hilfe der *Generalkommission* vor einigen Jahren hier in Berlin ein besonderes gewerkschaftliches Arbeiterinnensekretariat als Zentralstelle für alle gewerkschaftlichen Arbeiterinneninteressen mit einer besoldeten Genossin an der Spitze gründeten. Die Mittel der Organisation waren neben öffentlichen Versammlungen die Kleinarbeit durch Werkstubsitzungen und Fabrikversammlungen und von dort ausgehend die persönliche Weiteragitation unter der Mitarbeiterschaft.

Da trotzdem die Zahl der organisierten Frauen erst etwa 7 % sämtlicher gewerblichen Arbeiterinnen beträgt, so bleibt immer weiterer und vertiefter Tätigkeit noch ein ungeheures Feld.

× **Bildungsorga-** Am reinsten zum Ausdruck **nisation** kommt das rege pulsierende Leben unter den Arbeiterinnen vielleicht in ihren Bildungsvereinen und Diskutierabenden, die gar keine unmittelbaren praktisch-politischen Zwecke verfolgen sondern zunächst nur die Geister wachzurütteln, die klaffenden Lücken des Wissens nach Möglichkeit auszufüllen, die geistige und politische Erkenntnis der Frauen zu erhöhen streben. Der Berliner Bildungsverein, der

zum Ausgangspunkt aller späteren gleichen Gründungen wurde, hat eine wechsellöbliche Geschichte hinter sich. 1869, also in den ersten Anfängen der Arbeiterbewegung zum erstenmal von Proletarierinnen ins Leben gerufen, um eine Zentralstelle für die Arbeiterinnenorganisation zu gewinnen, wurde er wiederholt aufgelöst und wiederholt unter verschiedener Leitung neu organisiert, bis er sich in seiner gegenwärtigen Gestalt endlich seit 9 Jahren ohne polizeiliche Schikanierungen weiter entfalten konnte. Die Beschäftigung mit politischen Fragen ist ihm als Frauenverein in Preussen versagt. Er wirkt nur durch Vorträge und Besprechungen mannigfacher Themen aus den Gebieten der Wirtschafts- und Sozialentwicklung, der Geschichte, des Frauenlebens, der Schul- und häuslichen Erziehung, des Kinderschutzes, kurz, aller der Probleme, die das Dasein und die soziale Stellung der modernen Proletarierinnen am schärfsten erleuchten. Daneben sucht er durch literarische und künstlerische Darbietungen das künstlerische Empfinden zu schulen. Charakteristisch und für die psychologische Wertung unserer sozialen Klassengliederung interessant ist dabei die immer wiederholte Erfahrung, dass die scheinbar der Proletarierin am fernsten liegenden künstlerischen Themen stets gerade der lebhaftesten Teilnahme begegnen. Der Berliner Bildungsverein besitzt jetzt gegen 1000 Mitglieder, eine Zahl, die an sich nicht übermässig gross erscheint, ihre wesentliche Bedeutung aber dadurch erhält, dass aus ihnen heraus sich eine ganze Anzahl intelligenter Genossinnen zu selbständigem agitatorischen Wirken weiter gebildet haben. Dem Berliner Bildungsverein folgten bald gleichartige in anderen Städten. Von den Hauptorganisationen gingen dann weitere Zweiggründungen aus, so dass jetzt 94 Vereine mit im ganzen 10 300 Mitgliedern existieren.

In den Les- und Diskutierabenden, die ebenfalls erst seit einigen Jahren, jetzt aber bereits an 120 verschiedenen Orten bestehen, soll je ein kleinerer Kreis von Frauen durch Erörterung politischer Fragen zum allmählichen Verständnis des Parteiprogramms und des sozialistischen Gedankenkreises erzogen werden. Diese Abende wirken schon deshalb günstig, weil sie die Zughaftigkeit der Frauen überwinden helfen und sie langsam an eigenes Reden und an selbständigen Ideenausdruck gewöhnen.

**ArbeiterInnen-Von den ausserdeutschen Organisationen des Auslands** Österreich, dass dort im Jahre 1906 42 000 gewerkschaftlich organisierte Arbeiterinnen gezählt wurden, sowie dass seit 1898 eine eigene Leitung für die Frauenagitation in dem von Partei und Gewerkschaften subventionierten *Frauenreichskomitee* besteht. Bekannt ist die leidenschaftliche Teilnahme der österreichischen Proletarierinnen an den Wahlrechtskämpfen unter vorläufigem Verzicht auf die sofortige Forderung des Wahlrechts auch für das weibliche Geschlecht. Aber auch in anderen Fragen haben die Arbeiterinnen dort lebhaft Stellung genommen, vor allem gegen die Lebensmittel- und Fleischverteuerung. Der Kampf um die Ausdehnung des allgemeinen Wahlrechts auf die Frauen soll nun von der starken sozialdemokratischen Parlamentsfraktion um so eifriger aufgenommen werden.

In Frankreich ist zu einer Organisation der Proletarierfrauen noch so gut wie nichts geschehen. Belgien und Holland stehen eben im Beginn dahinzzielender Bestrebungen. Für England geben — entsprechend den dortigen Parteiverhältnissen — die *S. D. F.* und die *I. L. P.* gesonderte Berichte. In der erstgenannten Gruppe hat sich ein besonderes Frauenkomitee erst vor kurzem konstituiert. Es beschäftigt sich hauptsächlich mit der Gründung von Frauenbildungsvereinen, die sich auch hier als notwendige Vorstadien politischer Aufklärung erwiesen haben. In der *I. L. P.* arbeiten die Frauen überall gemeinsam mit den Männern. Sie haben Sitz und Stimme im Parteivorstande wie in allen Lokalorganisationen und vertreten die Interessen der weiblichen Arbeiterschaft in Ermangelung eines eigenen Organs durch regelmässige Artikel in den Blättern ihrer Partei. Nächstdem wurde 1906 zur Organisation des weiblichen Proletariats eine *Liga für Frauenarbeit* gebildet, aus der seit 1900 bestehenden *L. P.* heraus, die, wie bekannt, neben Mitgliedern der *I. L. P.* Gewerkschafter und *Fabier* umfasst. Wie unter den männlichen Arbeitern, so ist auch unter den Arbeiterinnen in England vorläufig die rein gewerkschaftliche Organisation am kraftvollsten entwickelt. Ihr gehören mehr als 140 000 weibliche Mitglieder an, unter denen die Ideen des Sozialismus allmählich immer stärker an Boden gewinnen.

Die *Nationalliga fortschrittlicher Frauen*

Amerikas, eine sozialistische Organisation, berichtet über einen Mitgliederstand von 3000 Frauen. Sie sucht nach allen Richtungen hin im sozialistischen Sinne aufklärend zu wirken.

Die schwedischen Frauen, die in einem sozialdemokratischen Frauenverbande organisiert sind und die Schweizerinnen senden nur einen summarischen Bericht; ebenso fehlen Angaben aus den hier nicht genannten Ländern vollständig.

Interessant ist dagegen der Bericht aus Finnland, wo unter der Gewalt der Revolutionsbewegung das politische Leben auch unter den Arbeiterinnen innerhalb weniger Jahre stürmisch aufflammte. Bekanntlich hat die lebendige Agitation unter den Frauen dort zur Eroberung nicht nur des aktiven und passiven Wahlrechts, sondern zugleich zur Wahl von 19 weiblichen Abgeordneten, darunter 9 Sozialdemokratinnen geführt. Die finnischen Frauen sind damit zu Pionieren des ganzen weiblichen Geschlechts in Europa geworden. Die Partei zählte Ende 1907 18 677 weibliche Mitglieder. Die Frauen entfalten in der Landtagsfraktion wie draussen im Lande nach allen Seiten eine bedeutende Tätigkeit. Es bleibt natürlich abzuwarten, wie weit in ruhigeren Zeiten das rasch entzündete Feuer weiterglühen wird.

× **Kurze Chronik** Zur Pflege internationaler Beziehungen zwischen den englischen Sozialistinnen und den Genossinnen anderer Länder hat sich in London ein *Sozialistisches Frauenkomitee* konstituiert mit Genossin Dora Montefiore als Berichterstatterin. × Am 17. Dezember fand in der Londoner *Queens Hall* eine von 2000 Personen besuchte Demonstrationsversammlung der zum Zwecke der Propagierung des Frauenstimmrechts gegründeten *Männerliga für Frauenstimmrecht* statt, die sich scharf für Ausdehnung des gegenwärtigen und jedes eventuell veränderten künftigen Wahlrechts auf das weibliche Geschlecht aussprach. × Die Ortsgruppe Gross Berlin des *Kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte* hat an den Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung in Berlin das Ersuchen gerichtet vom 1. April 1908 den Fortbildungsschulzwang auf weibliche Handlungsgehilfen und Lehrlinge auszudehnen. × Die sächsische Regierung hat die dem Landtage unterbreitete Gesetzesvorlage über die Zu-

lassung von Mädchen in alle höheren Lehranstalten wieder zurückgezogen. × Im preussischen Kultusministerium hat am 10. Januar eine Konferenz zur Regelung des Hebammenwesens stattgefunden, die aber, wie verlautet, nicht zu dem Beschluss einer gesetzlichen Neuregelung geführt hat.

× **Literatur** In den vom Verlag Ernst Haberland in Leipzig herausgegebenen *Biographien bedeutender Frauen* erschien kürzlich als 7. Band *Rahel* von Ellen Key. Es musste wohl eine Frau und eine im echten Sinne moderne Frau sein, die das Bild der genialen, in Geist und Empfinden selbst so modernen Rahel Varnhagen für unsere Zeit rekonstruierte. Vergleicht man Berdrows Rahelbuch mit dieser Skizze, so begreift man Ellen Keys Bekenntnis, dass ihre Arbeit nur der Ausdruck einer lebenslangen Liebe zu Rahel und eines lebenslangen Studiums ihrer Persönlichkeit ist. Dort die kühle literarische Zusammenstellung, die bei allem fleissigen Eindringen doch nie an die innere Wesenheit, an den Kern dieser einzigartigen Psyche kerankommt, hier der vibrierende Ton seelischen Mitempfindens, Gedankenstrahlen, die mit zitternden Reflexen Rahels und zugleich ihrer Biographin Geist durchhellen, Worte, die uns selber treffen, die das schmerzvolle Ringen einsamer Frauenherzen vor uns offenlegen. Mag man, wie das bei so individueller Auffassung ja selbstverständlich ist, mit dem jenem Punkt vielleicht nicht einverstanden sein; im ganzen hat doch E. Key mit ihrem Buch Rahel wieder unter uns lebendig werden lassen. Und sie hat sich damit erneuten Anspruch auf unseren warmen Dank erworben. Denn Rahel, nach E. Key »die grösste Frau, die Deutschland seine Tochter nennen kann«, ist wenig gekannt und weniger noch nach ihrer Bedeutung geschätzt, und doch sollten die Frauen unserer Tage Opferkerzen brennen vor dem Altar dieser Frau, die ganz Weib gewesen ist und ganz selbstherrliche Menschenpersönlichkeit.

## WISSENSCHAFT

### Sozialgeschichte / Paul Kampfmeyer

**Rassenkämpfe** In dem Werke Georg von Skals *Das amerikanische Volk* / Berlin, Fleischel/ fällt ein helles Tageslicht auf die Kämpfe der weissen und schwarzen Rasse Amerikas. Zurzeit bevölkern

8.333.994 Neger die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Die Emanzipation brachte dem Neger in den Südstaaten nur scheinbar die Gleichberechtigung mit der weissen Rasse. Die im Süden von Staaten und Gemeinden erlassenen Gesetze und Verordnungen zwangen die Neger in das Joch einer harten wirtschaftlichen Abhängigkeit. Der Staat Mississippi zum Beispiel verfügte, dass jeder Neger unter 18 Jahren, dessen Eltern nicht die Mittel hatten ihre Kinder zu erhalten, einem Weissen als Lehrling überwiesen werden sollte; und zwar hatte der frühere Eigentümer den ersten Anspruch auf die Dienste des Kindes. »Wo die Bevölkerung so arm war wie im Süden nach dem Kriege«, bemerkt dazu Skal, »gab es wenige Familien, die den geforderten Nachweis führen konnten, und wohl gar keine farbigen.« Die über 18 Jahre alten Neger ohne regelmässige Beschäftigung verfielen schweren Geldstrafen, die sie in harter Fron abarbeiten mussten. Die Bewegungsfreiheit der Neger wurde zum Teil auf das äusserste eingeschränkt. Nicht genug mit dieser drückenden ökonomischen Fessel, legte man die ganze Persönlichkeit des Negers in Eisen. Der Süden schloss vielfach kurzerhand den Neger von den politischen Wahlen aus: »Der Staat Mississippi nahm einen Paragraphen in seine Verfassung auf, nach dem niemand wählen darf, der nicht einen von dem Wahlbeamten ausgesuchten Abschnitt der Verfassung lesen, schreiben oder, nachdem er ihm vorgelesen worden ist, genau erklären kann.« In Mississippi wurden von den weissen Wahlbeamten, die ihre Rassegenossen in jeder Weise bevorzugten, über 100.000 Neger und höchstens 2000 Weisse ausgeschlossen. Allen drückenden Ausnahmegesetzen zum Trotz ist der Neger Amerikas kulturell eine tüchtige Wegstrecke vorwärts geschritten. Der Prozentsatz der Analphabeten unter den Negern ist allein von 1890 bis 1900 von 57,1 auf 44,5 % zurückgegangen. Die Neger betrieben im Jahre 1900 schon 746.717 Farmen. Mehr als ein Viertel der Landwirtschaft treibenden Neger, nämlich 174.434 Farmer, besitzen das von ihnen bewirtschaftete Land (13.621.753 Acres) als Eigentum. Zwei sehr bedeutsame kulturhistorische Momente hebt Georg von Skal aus der Geschichte des Aufstiegs der schwarzen Rasse hervor: »Die Tatsache, dass nach konservativen Schätzungen die 8.840.000 Neger in den Vereinigten Staaten sich

in vierzig Jahren Eigentum im Wert von mindestens 800 Mill. Dollars erworben haben, von denen jeder Cent mit der Faust und im Schweisse des Angesichts verdient worden ist, und die andere, dass der ganzen Rasse bei ihrer Erlösung aus der Sklaverei eigene Initiative und der Trieb zur Arbeit im eigenen Interesse vollständig fremd waren und ihr ausserdem tausend Hindernisse in den Weg gelegt wurden, lässt keinen Zweifel übrig, dass der Neger im stande ist sich seine materielle Zukunft zu sichern.« Die intellektuelle und sittliche Erziehung der Neger wies teilweise glänzende Resultate auf. In dem Hamptoninstitute, in dem 350 Mädchen und 450 Knaben gleichzeitig erzogen werden, ereigneten sich in 17 Jahren nur drei Verstösse gegen die Sittlichkeit, und diese Verstösse waren von der leichtesten Art... Ähnliche Resultate dürfte kaum ein anderes Internat in der ganzen Welt aufzuweisen haben.« Die von Skal hervorgehobenen Momente in der Geschichte der kulturellen Hebung der Negerrasse sprechen für die Lösung der Rassenfrage in dem Sinne einer vollständigen Gleichberechtigung beider Rassen.

X Staatsentwicklung X

Das Werden des Staates zeichnet mit kräftigen Strichen Franz Oppenheimer in seiner Abhandlung *Der Staat* (in der Sammlung *Die Gesellschaft* /Frankfurt a. M., Rütten & Loening/). Der Mensch kann nach Oppenheimer den Kreis seiner Bedürfnisse entweder durch Arbeit oder durch Raub, durch eigenes Schaffen oder durch die Aneignung der Erzeugnisse fremden Schaffens sättigen. Das erste Befriedigungsmittel menschlicher Bedürfnisse bezeichnet Oppenheimer als ökonomisches Mittel, das zweite als politisches Mittel. Das politische Mittel, der gewaltsame Raub fremder Arbeitserzeugnisse schuf den Staat. Die Entstehung des Staates selbst setzt eine gewisse Entfaltung des ökonomischen Mittels, der Arbeit, voraus. Der Raubende streckt seine Hand nach bereits geschaffenen Gegenständen aus. Der Staat als Herrschaftsorganisation hat eine bestimmte Ergiebigkeit des ökonomischen Mittels, der Arbeit, zur notwendigen Grundlage. »Darum sind die primitiven Jäger staatslos, und die höheren Jäger bringen es nur dann zur Staatenbildung, wenn sie in ihrer Nachbarschaft entwickeltere Wirtschaftsorganisationen vorfinden, die sie unter-



werfen können.« Die Arbeit schreitet fort, es bilden sich Tauschverkehr, Handel und Gewerbe aus, und in der Gewerbestadt, der Organisation des ökonomischen Mittels, entsteht der Gegenpol und Widerpart des Staates. Die Stadt unterhöhlt den Feudalstaat und baut den Verfassungsstaat mit seiner herrschenden und beherrschten Klasse und seiner wohlorganisierten Beamtenschaft auf. Im Verfassungsstaat erobert sich die gesamte Bevölkerung des Staates die Freiheit und das Recht der Gleichheit zurück. Der Staat strebt zu seiner Selbstaufhebung hin, aus dem »entfalteten politischen Mittel« wird die »Freibürgerschaft«. Die äussere Form des Staates wird im wesentlichen die vom Verfassungsstaate ausgebildete bleiben, die Verwaltung durch ein Beamtentum; aber der Inhalt des bisherigen Staatslebens wird verschwunden sein, die wirtschaftliche Ausbeutung einer Klasse durch die andere ... »Der Staat der Zukunft wird die durch Selbstverwaltung geleitete Gesellschaft sein.« In diesem Ziele trifft die Oppenheimersche Darstellung mit der Lehre des Marx'schen Sozialismus zusammen. Die strenge Scheidelinie zwischen dem ökonomischen und politischen Mittel besteht natürlich nur in der Oppenheimerschen Theorie. Die Organisationsformen des ökonomischen Mittels, der Arbeit, basieren keineswegs nur auf freier Vereinbarung, sie enthalten sehr wesentliche Zwangs- und Herrschaftsmomente.

× **Kurze Chronik** Die Chefredakteure der grossen Berliner Zeitungen begrüsst den jüngsten Plan eines englischen Aktionskomitees, an dessen Spitze der vorjährige Lord Mayor Londons und die ersten Persönlichkeiten der Wissenschaft, Kunst, Politik und Hochfinanz Englands stehen: eine Beschreibung Deutschlands in englischer Sprache aus ersten Federn Deutschlands zu schaffen. In dieser Beschreibung soll auch der Geschichte ein Heft gewidmet sein. Das Komitee bemüht sich in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Beziehung auf die breiten Massen zu wirken und damit zugleich eine gesunde Friedenspolitik zu unterstützen. Das geschichtliche Werk wird in erster Linie ein kulturhistorisches sein müssen, wenn es diesen Zweck erreichen will. Die Engländer und Amerikaner müssen in das geschichtliche Werden unserer sozialen Kultur eingeführt werden, damit sie manche ihnen heute

noch unsympathische Seite des neu-deutschen Nationalcharakters verstehen lernen. Über das gegenseitige Verstehen hinweg aber führt die Bahn zum gemeinsamen internationalen Aufbau bewährter politischer und sozialer Institutionen.

× **Literatur** In seinem Buche *Mythen und Sagen der Bibel und ihre Übereinstimmung mit der Mythologie der Indogermanen* / Berlin, Walther/ charakterisiert Paul Koch die Bibel als ein »mythologisches Buch«. An vielen Stellen seiner Arbeit scheint uns Koch die Übereinstimmung der biblischen Mythen mit den indogermanischen Sagen gar zu künstlich und willkürlich zu konstruieren. × *Die Geschichte des niederen Volkes in Deutschland* von Eccardus / Stuttgart, Spemann/ behandelt die ganze Volksbewegung des Bauernkrieges eingehend und anschaulich, tastet aber leider über die grossen historischen Befreiungskämpfe der Menschheit, über die himmelstürmende Literatur der Vorläufer der grossen französischen Revolution, über diese revolutionäre Weltwende selbst, über den achtundvierziger Völkerfrühling, über die moderne Frauenbewegung, über den proletarischen Emanzipationskampf ohne Verständnis hinweg. × In dem *Zeitalter der Reformation* Albert Kalthoffs / Jena, Diederichs/ tritt der Kulturhistoriker zu sehr hinter den religiös erbauenden Prediger zurück. Kalthoff entdeckt überall in der Geschichte »Spuren ewigen Gotteslebens«. Immerhin bestrebt er sich die soziale Revolution des 16. Jahrhunderts, die Reformation aus wirtschaftlichen und sozialen Klassenkämpfen zu erklären.

## KUNST

### Dichtkunst / Max Hochdorf

**Weltanschauungsbücher** Wenn im poetischen Werk ein starkes Bekenntnis gegeben wird, wenn die Heiligkeit eines Menschen sich offenbart und ein eifernder Trotz den Dingen dieser Erde gerecht zu werden, dann lieben die oberflächlich von der Poesie Berührten dieses Werk sehr. Eine Arbeit von solchen Eigenschaften kann auch schön sein, dann, wenn sich die Idee mit dem sprachlichen Ausdruck der Idee deckt, wenn der Dichter nicht zu schwach gewesen ist seinem reifen Geiste die reife Kunstform zu schenken. Aber leider sind der Geist und die Einsicht eher reif als das Gestaltungsvermögen, und daher

kommt es, dass viele unter den jungen Poeten mit ganz geschwellenen Werken anfangen, sei es nun in Lyrik, Dramatik oder Erzählung.

Der Verlag von Axel Juncker in Stuttgart hat einige Lyriker von grüner Jugend gedruckt. Sie alle sind viel klüger als ihre Verse. Aber es ist ihnen versagt diese Klugheit zu singen. Sie alle sind viel ergriffener von hohen Gefühlen als ihre Verse. Sie vermögen es nicht das Gefühl beredt zu machen. Da ist Käte Cajetan-Milner, *Hinter dem Leben* heisst ihr Buch. Das ist so zu verstehen, dass sie den Geheimnissen und den Verirrungen des Lebens nachschleicht, dass sie denen ihre Musik abtauschend singen will. Sie kann aber ihrem Instrument keinen eigenen Ton entlocken. Während in ihrer Seele die Anmut verklungener Frühlinglieder, verklungener Schmerzenslieder noch zittert, findet sie zu ihrer Darstellung wenig mehr als erborgte Töne und Bilder. Da ist ferner A. Christlieb von gleicher Natur. *Ein Tag der Seele* heisst das Bändchen. Claire Henrica Weber, die einfache *Gedichte* firmiert, ist etwas mehr, ist etwas selbständiger und musikalischer. Dagegen ist Paul Friedrich, der nicht Verse macht, sondern gehobene Prosa hobelt, all diesen Fleissigen unterlegen, gespreizt schreibt er über sein Büchel *Das Pfauenrad der Sphinx*. Aber er kann nichts andres als matt über die Philosophie des Individualismus daherzureden.

In den vier genannten Bänden konnte man noch eine gewisse Formstrenge finden, die Gelehrigkeit der Stilisten, die sich an den Gaben moderner Vorbilder schulten. Davon ist bei Robert Seidel nichts zu finden, aber auch nichts von Künstelei und Geziertheit. Seidel ist ein Polemiker und ein Sänger vom Schlage der Jungdeutschen, ein prachtvoller Volksmann. Sein Gewissen ist die Hauptsache, nicht seine Kunst. *Lichtglaube und Zukunftssonnen* nennt er seine neuen Gedichte /Berlin, Buchhandlung *Vorwärts*/. Wo die ästhetische Kritik ablehnen muss, hat der anders Interessierte natürlich anders zu urteilen. Eine Rhetorik in Versen; keine Poesie, aber Empfindung.

Eine Kolportagegeschichte in sauberem Einband ist noch kein Roman: das sei dem Verfasser des *Hurraschreier* betitelten *Zeitromans*, /Dresden, Reissner/, V. E. Perranus, sehr laut ins Ohr gesagt. *Hurraschreier* sind Fabrik-

herren, die ihre Arbeiter knechten, um bei Hofe zu winseln, die Arbeitertöchter verführen, um selber in Wollust und Vergnügen zu leben. Was nützt dem Verfasser seine prächtige Gesinnung? Was nützt ihm sein Hass gegen alle schlechten Arbeitgeber und Ausbeuter? Sein Spott über schlechte Zeitungsschreiber? Er hat ihm, dem Schriftsteller, zu nichts anderem verholten als zu einem schlechten Buche.

Den Boden der Gegenwart verlassen, sich über sie in die Zukunft heben und aus der Vergangenheit die ewigen Güter retten, das war der Wunsch des Dänen Laurids Brunn, der in seinem Roman *Der Ewige* /Berlin, Fleischel/ auch ein Buch der Weltanschauung schaffen wollte. Brunn, der ein grübelnder Dichter ist, in dessen Haupte die Idee des Ahasverus wuchert, der eine Unvergänglichkeit der Kraft und eine Ewigkeit der Ohnmacht kennt, hat um diese Symbole seinen Roman geformt. Der unvergänglich Starke ist der Nordländer, der sich durch die Not ringt, gesunde, fruchtbare Kindesbrut in die Welt setzt und sich fortgepflanzt sieht, damit sein Wesen nicht untergeht. Aber die Nachkommenschaft der Kraft hat einen modernen Moderstich, einen Hang zum Selbstaufzehren. Indem sie nicht geradeaus vorwärts geht, unbekümmert um fremdes Leid, indem sie strebt dies Leid zu bessern und zu beugen. Ein symbolischer Roman ist Brunns Buch, dem eine unterhaltende Realistik im ersten Teile Farbe gibt, dem die Grübeleien des zweiten Teiles die künstlerische Helligkeit rauben. Dem Dänen ist der Italiener Giovanni Cena verwandt, der in seinem Weltanschauungsroman *Mahnungen* /Stuttgart, Juncker/ eine schöne Manesse über die Not der Schwachen einiges erfahren und sagen lässt. Aber Theorie, Theorie, Gedanken statt der Bilder. Besser schon ist das Buch eines jungen Mannes. Willi Speyer, dem man ein grosses Talent nachsagt. Nun, vorerst kann er nur ein paar Lieblingsätze in gewandter, aber bei den Heutigen schliesslich nicht seltener Sprache sagen. Die Begebenheit des Buches *Oedipus* /Berlin, Cassirer/ ist das Leben des Knaben, der in sich schlechtes, aber feines Blut vermutet, der sich und seine Umgebung allzu bewusst stilisiert, den Aparten allzu sehr betont und doch nicht formt. Manches Literaturreife ist eingeflochten. Und doch hätte man dies Buch, das sicherlich eine

zu früh gepflückte Frucht ist, besser nicht drucken sollen. Wie soll ein junger Mensch sich denn erziehen, wenn man ihn so zur Unbescheidenheit anstachelt?

×

**Dramen** Die jüngste Komödie **Hermann Bahrs** *Die gelbe Nachtigall* /Berlin, S. Fischer/ wäre dann nicht übel, wenn neben der weiblichen Hauptperson ein Gegenspieler von gleicher Lebenswahrhaftigkeit stände. Die Hauptperson ist ein kleines Mädchen, das durch Talent und Unverschämtheit und einen genialen Kniff zur gefeierten Sängerin wird. Sie hat sich nämlich als japanische Sängerin ausgegeben, und mit Hilfe dieses Truges bekommt sie bald Berühmtheit und Beifall. Der ihr den Trick erdichtet hat, ist Albert Korz, der Abgott des Theaters, der das Theater aber verabscheut. Die gelbe Nachtigall ist die Schülerin des Korz im Affen des Publikums. Sie verlacht den einstigen Lehrer, der in ihr geniale Komödiantengaben geweckt hat. Dieser Korz ist leider ein Ausbund an Unwahrscheinlichkeit und Theatermache. Darum ist das Stück literarisch nicht viel wert, obwohl die Szenen lustig durcheinander gehen.

Die traurige Ohnmacht liegt über einem fünftaktigen Drama *Hochzeit* des **Emil Strauss** /Berlin, S. Fischer/. Die Frau soll Sympathie wecken, die den Greis heiraten soll, die sich noch rechtzeitig und mit Stolz zu dem Jungen rettet, dem sie die Vorsehung bestimmt hat. Der schöne Erzähler versteht nicht das Leiseste vom Theater. Darum sei ihm der Versuch vergeben, wenn er ihn nicht wiederholt.

×

**Kurze Chronik** Seinen 70. Geburtstag feierte **Adolf L'Arronge**. Die preussische Regierung hat seine Verdienste anerkannt, indem sie ihn zum Professor ernannte. Der Dramatiker L'Arronge bedeutet uns wenig. Das Verdienst des Jubilars um die Gründung des *Deutschen Theaters* aber ist gewaltig zu loben. × *Ginx' Jüngster* heisst ein witziger Roman des Engländers **E. Jenkins**, der in Minden bei Bruns deutsch übersetzt wurde. × *Meisterbriefe aus der Blütezeit der Romantik* sammelte **Joanas Fränkel** für **B. Behrs Verlag** in Berlin. Die Frühzeit der Romantik ist in dem 1. Bande, dem mehrere folgen sollen. **Erich Schmidt** überwacht das Ganze.

## Bühnenkunst / Rudolf Kurtz

**Versuche** Es ist eine Zeit der Experimente auf unserer Bühne, ein Streben die szenischen Eindrücke präziser zu gestalten. Und haben sich auch nicht unerwartete Fernsichten geöffnet, so zeigen sich doch Wege seelische Zustände verfeinerter auszudrücken.

In der Charlottenburger Hochschule für Musik gab **William Wauer** mit seinem Ensemble ein paar Abende. Es ist ein Wagnis von imponierender Unbefangtheit: mit den sehr verblassten *Geschwistern* Goethes, mit einem bühnenunmöglichen Hofmannsthal (*Die Frau am Fenster*) und zwei Strindbergschen Einaktern zu beginnen, deren Wirksamkeit in der intellektuellen Sphäre liegt. Ganz wertlos waren nur die Leistungen der Frau Zehme, einer Dianora von beängstigender Farblosigkeit und Monotonie. Überhaupt war diese Hofmannsthalinterpretation eine Qual; und ein Regisseur wie Wauer sollte übrigens vorsichtiger sein und das Fenster nicht gegenüber dem Zuschauerraum bauen, sondern irgendwie seitlich, weil sonst nie der Ausblick auf die tiefer liegende Strasse geglaubt wird. Goethe wurde sehr nett auf einer kleinen Vorbühne gespielt, in einem sehr zart und diskret abgetönten Milieu; ein sehr hübscher Einfall war es die Schauspieler durch die Saaltüren die Bühne betreten zu lassen. Bemerkenswert war die entzückend natürliche **Marianne**, unaufdringlich und ganz unaffektiert sentimental, oft ein wenig eingelernt aber von der rührenden Anmut der jungen Mädchen. Entscheidendes brachte die Inszene der *Gläubiger* Strindbergs. Der **Adolf** wurde von einem nicht übermässig begabten Herrn gespielt, der sich absolut kein Mass wusste. Aber es war eine Leistung, eine Tat. Ungefähr als hätte ein sehr sensibler Kritiker den Charakter analysiert und die blossgelegten Elemente in einer neuen Synthese vereinigt. Eine Studie mit stark pathologischem Einschlag, wie es Strindberg fordert. Der **Adolf** erschien als ein Künstlertypus wie sie die Träume kleiner Mädchen beunruhigen. genial friert mit lockeren, sehr fahigen Bewegungen und einer femininen, erregten Stimme, die etwas von dem Schmallen junger Mädchen und dem Weinerlichen eines erschöpften Neurasthenikers hatte. Er kannte nicht einen Augenblick Ruhe, alles arbeitete an ihm, bewegte sich ohne Sinn und Ziel, absolut

kraftlos und nur zu Worten fähig, eine angstvolle Resonanz der Magie des anderen, der übrigens sehr mittelmässig gespielt wurde. Ebenso künstlerisch durchdacht war die Thekla; der reine Typus der dämonischen Gans, als die nun einmal Strindberg die Frau erkannt hat, unbedenklich, leichtlebig, von ihrer Macht sehr eingenommen und darum zu Machtproben sehr geneigt. Die seelische Leere war gut herausgebracht, sie war voll lebenslustiger Belanglosigkeit, mit betulichen Mütterlichkeitsinstinkten, spielte mit *Brüderchen*, ohne eine Ahnung von ihrem aufreibenden Scherzen zu haben.

×  
 Berlin: Hebbeltheater

×  
 Ein individuelles Können der Darsteller lässt sich nicht feststellen: wohl aber die Leistung eines Regisseurs, der mit grösseren Mitteln vieles Neue an die Oberfläche bringen wird. Und schliesslich ist es der Sinn der Schauspielkunst Ausdruck, Oberfläche zu werden, und es ist die Tragik vieler Künstler nicht restlos sich ausdrücken zu können. Das wurde mir von neuem klar, als ich Friedrich Kaissler in Julius Babs *Anderem* sah. Kaissler hat eine wundervolle Haltung und ein glänzendes Organ: Es gab eine Szene, als er, dem die Kleider des anderen — rein äusserlich ausgedrückt — auch dessen Machtstellung suggerierten, sich mit diesem vollkommen identifizierten und nun die jungen Maler, die ihn zu diesem Spiel verleitet, zurückwies, und es war eine entfesselte königliche Hoheit in diesem starren unnahbaren Zorn, der Stolz legendärer Herrscher und die Empörung des gefangenen Königs. Kaissler beherrscht mühelos die Skala der Erregungen, die zarten Schatten, in denen jedes einzelne Wort den Spiegel der Sprache tönt: es ist keine geringe Kunst die stete Spannung nicht monoton werden zu lassen. Und es gab noch einen starken Moment, als die aufgespeicherte Sinnlichkeit in ihm sich löste, als er die Fesseln plötzlich abstreifte, mit einem Fusstritt von sich schleuderte. Aber die Tönung des Ausbruchs, die farbenreiche Polyphonie der Leidenschaft vermag er nicht zu entfalten. Seine Kunst beginnt, wo das Intellektuelle wirksam ist: das ganz animalisch gewordene, gleichsam entindividualisierte Individuum glaubt man ihm nicht. Er bleibt hart, wo er an seiner eigenen Leidenschaft schmelzen muss. Und diese seelische Härte, diese Reflexion erstreckt sich bis auf die Gebärde.

Ich habe die Empfindung, er sieht seine augenblickliche Stellung in sich gespiegelt und Scham und Ehrgeiz formen an ihm: so verstehe ich seine Hilflosigkeit gegenüber der Situation, das Mechanische, Eckige seiner Bewegungen. Ihm fehlt der Komödiant. Die Erlösung dieser Künstler ist der Humor. Vielleicht findet sich einmal ein Spiel durchsichtiger Heiterkeit: und Kaissler wird ein neues Erlebnis sein. Nach ihm die Gattin. Frau Fehdmer hat etwas von der subtilen Fremdheit, die in den Zügen der Gioconda und in den Blicken der Frauen Utamaros ist. Dazu zitternde, fahrigere Bewegungen, ein wenig deutlich und übertrieben, aber eine ganz wundervolle Unsicherheit der Hände im Raum, die ich nicht entbehren möchte. Dann wieder statuenhafte Gebärden an einer Säule, im weissen Gewand mit aufgelösten, blonden Haaren, flehendes Umherschleichen mit ruhelos bewegten Händen. Das Nervöse der Gebärden betont sich stärker durch ein sehr sensibles Organ: ich bin so roh zu glauben, dass dieser einschneidende, etwas nasale Metallton durch die künstlerische Bewältigung eines physischen Fehlers entsteht. Wundervoll war sie in den ersten Gesprächen mit Kaissler: jeder Affekt spiegelte sich mit zarter Deutlichkeit in den gestuften Übergängen ihrer Stimme. Das Experimentierende ihrer Leistung kann ich nicht übersehen: aber ich möchte gern, dass sie die Hedda Gabler spielt. Weil man ihr unerschütterlich den Degout vor dem Gewöhnlichen und Selbstverständlichen glauben muss, weil sie die Gebärde der grossen Dame hat. Unmöglich ist es Frau Fehdmer zuzumessen, dass die psychologischen Integralrechnungen des Autors eine gewisse spielerische Unreife hatten, die an gefährliche österreichische Lyrik erinnert. Über Nissen in Kürze. Er brachte den Typus eines lebensheitern, mätzenatischen Kaufmanns mit ausserordentlicher Sicherheit heraus, mit einer Feisten, in sich getragenen Würde. Tragisches war wenig genug zu gestalten, der Autor hatte es im Episodischen erledigt. Wie der wieder in sein Milieu Versetzte sich dann im Schmerz an der Leiche seiner Gattin wiederfindet — das einzig Dichterische des Werkes —, das fand bei Nissen eine gedämpfte, auf Trauer und Vergänglichkeit gestimmte Wiedergabe. Nennen will ich noch Paul Otto wegen der unbedenklichen Leichtigkeit seiner Sprache und den absonderlichen Wlach, den ich in einem Wedekindschen oder Strindbergischen Drama

sehen möchte. Im übrigen ist das *Hebbeltheater* wundervoll und nächst dem *Kammerspielhaus* das schönste grössere Theater Berlins, obschon die *Kammerspiele* über die Diskretion ihrer Benennung hinaus sehr suggestive Massenwirkungen zu entfalten wissen.

×  
**Aristophanes-** Das bewies die Aufführung  
**aufführung** der *Lysistrata* in einer Greinerschen Umdichtung.

Man hat gelegentlich dieser Aufführung in Berlin über Operette gestöhnt: man hätte sich lieber am Gebotenen erfreuen sollen. Vom Aristophanes soll man eben keine Aischyleischen Griechen erwarten. Die Griechinnen des Aristophanes sind Karikaturen des Euripideischen Pathos: im Gegensatz zu aller Würde eine schwatzende, hemmungslos bewegte Schar. Gertrud Eysoldts *Lysistrate* war in allem Tieferen ausgezeichnet: sie hatte jenes Beardsleylächeln, das den tragischen Widersinn dieses übermütigen Schwankes ahnt: sie hatte eine bestimmte Grösse, als sie, die unpersönliche, von allen Staatsgeschäften entfernte Frau die Männer um ihre Frauen flehen hörte, sich von ihnen demütig umringt sah; da zitterte ihre Stimme zwischen dem Übermütigen und einer dunklen Härte, einem Spiegel der kalten Indifferenz des Schicksals. Vielleicht war sie etwas zu sehr die kühle überlegene Politikerin, man glaubte ihr nicht, dass es ihr letztlich um ihr Ehebett zu tun war. Ausgezeichnet war Else Kupfers *Kalonike*, eine süsse kleine Frau, eitel, ganz entzückend eitel, schwärmerisch, putzsüchtig und betrübt und lustig im schnellen Wechsel. Das huschte von einem schmallenden, süssgespitzten Munde zu einem unwilligen Kinderschluhen wie ein junges sehr unglückliches Weibchen. *Camilla Eibenschütz* war im Liebesspiel mit ihrem Gatten eine ausgezeichnete *Myrrhine*: wie sie sich fangen liess, mit verlegenem Kindergesicht noch eine Decke, ein Kissen, eine Salbe holen zu müssen erklärte und mit ganz lockern flinken Schritten und einem aufreizend erotischen Kichern die Stufen der Akropolis hinaufliet. Aber alle diese Einzelheiten flossen in der Schlusszene zu einem starken szenischen Bilde zusammen — das an den Schluss von Bahrs *Ringelspiel* als einem leiseren Vorspiel gemahnte —: Um die Akropolis dämmert der Abend, ein heiterer, durchsichtiger Abend. Unter Lärm und Musik naht der Zug der Männer; am Fuss der Akropolis reiht sich eine begehrlche, bewegliche Schar mit flimmernden gelben Lichtern,

sehnd, und jubelnd zugleich steigt der vielkehliche Ruf zur Feier der *Kypris* empor. Auf ein Wort *Lysistrates* stürmen sie die Stufen der Akropolis hinauf, die Frauen zu holen. Das Fest des *Dionysos* beginnt, in einer lockenden Atmosphäre von Nacht und Liebe, Urmenschliches bricht elementar durch alle Konventionen, die Ehe zeigt sich in ihrer primitivsten Form als Frauenraub. Wie in einer Böcklinschen Landschaft stürmt der Faun auf die *Sylphe*, im Dunkel der beginnenden Nacht suchen sich die Paare. Ein erstrunkener Reigen der Frauen rast am Fusse der Akropolis, heranströmende Männer zerren ihn, und von der wirr zerstreuten Schar schwärmt nur eine unbekümmert weiter, ein wundervoller Traum in Weiss und lichthem Blau. Es ist die Tänzerin (*Grete Wiesenthal*). Ein Biegen und Neigen in lächelnder Freiheit, das entfesselte Taumeln gleichsam apollinisch im Körper verklärend. Noch bannt dieser schimmernde Traum, dieser ganz in Rhythmen gelöste kindhafte Körper, diese Hingabe im jubelnden Ausströmen körperlicher Entfesselung, die zu einer dekorativen Bildlichkeit erstarrt durch die sanfte Begleitung der Arme. Da stürzt ein roter Krieger auf diesen schillernden Lichttraum, noch ein jauchzendes lustvolles Entfliehen und Ergreifen und frohlockend trägt er auf ausgebreiteten Armen in den nun abebbenden Lärm der abenteuerlichen Liebesnacht.

×  
**Berliner** Zum Schluss noch ein Über-  
**Bühnen** blick über unsere mittleren Theater. Das anständigste

Niveau fand ich im *Friedrich Wilhelmstädtischen Schauspielhaus*; Persönlichkeiten im *Schillertheater*, wo vor allen *Leopold Iwald* als ein lebender Mensch unter *Typern* hervorragend. Ich sah ihn in einem unmöglichen Schwank von *L'Arronge*: er wusste wahrhaftig aus seinem *Witzblattassessor* etwas Lebendiges zu gestalten, während die Mehrzahl der anderen Darsteller auf komische Wirkungen hin spielte. In einem anderen Stück fiel mir *P. Bildt* auf, der allerdings sich allzu deutlich um charakteristische Noten bemüht und darum zu oft die Vorbilder ablesen lässt, aber jedenfalls bei gelassenerem Eifer zu einer Schöpfung persönlichen Gepräges kommen wird.

×  
**Kurze Chronik** Am 8. März feierte *Adolf L'Arronge* seinen 70. Geburtstag. Zahlreiche Dekorationen bezeugen die Seltenheit eines so unveralteten Rufes. *Adolf*

L'Arronge ist einer der angenehmsten jener Volksdichter, die für ein unverwöhntes Publikum die wahren Tragiker bedeuten. Ist auch der Horizont begrenzt, ihre Tiefe nur das, was ein erholungsbedürftiger Zuschauer von einem bunt bewegten und darum alltäglichen Menschenleben abliest, so kennen sie ihre Menschen und verwenden keine unsauberen Mittel, die durch ihre Präntion verletzen. Ein ausgezeichnete Kenner des Theaters — als Direktor wertvoll — bietet er dankbare Rollen: wer wird Emil Thomas als alten Weigelt vergessen. Adolf L'Arronge kann noch einmal eine Zugkraft werden für das gleiche Publikum wie vor 30 Jahren: nur ist es jetzt in den nördlichen und östlichen Theatern zu suchen, deren Wandlung vom Variété zur Schaubühne bisher unbemerkt geblieben zu sein scheint. Herr Bernhard Rose, die Volksausgabe Max Reinhardts, soll es nur mit *Mein Leopold* versuchen! × Durch eine Feuersbrunst wurde das Meiningener Hoftheater verwüstet; damit fiel das letzte Wahrzeichen einer stolzen und theatergeschichtlich unvergesslichen Tradition: der Meiningener. Ihre Klassikeraufführungen gehörten zu den besten und reichsten Erinnerungen unserer Väter. × Das Berliner *Hebbeltheater* liess sich an Stelle seines verstorbenen Regisseurs Vallentin Herrn Wolde mar Runge aus München kommen, dem ein guter Ruf vorangeht.

#### × Literatur

Jedes Jahr bringt eine grössere Anzahl dramaturgischer Bücher. Dramaturgisch, weil sie den literarischen Wert der Bühnenwerke festzustellen bemüht sind oder bestenfalls den Verfasser historisch-genetisch darzustellen suchen. Allenfalls werden den Darstellern noch einige Etiketten angeheftet und der Erfolg oder Misserfolg registriert. Gewöhnlich bleibt letzten Endes eine literarhistorische Studie, aus mehr oder weniger guten Kritiken zusammengestellt. Man muss mir schon gestatten den Begriff des *Dramaturgischen* persönlicher zu interpretieren; als eine Beziehung auf die Bühne. Die dramaturgische Tätigkeit besteht in der Betrachtung der Objekte als Erscheinungen des Theaters; und nur dieser Beziehungswert ist das eigentlich dramaturgische: alles andere ist Literarhistorik des Dramas. Selbstverständlich ist die künstlerische Gestaltung des Kunstwerkes durch die Mittel der Bühne, durch Darsteller, Dekorationen usw. zu be-

trachten: und wenn das Schauspielerische auch so einseitig betont bleibt wie bei dem alten Rötcher, so ist es doch wenigstens Dramaturgie. Dass alles dieses nur auf Basis der Kunst möglich ist, möchte ich nicht gern erwähnen: und um einen Eindruck festzuhalten, möchte ich auf Alfred Kerrs *Schauspielkunst* hinweisen, das allerdings von einem grossen Dichter geschrieben ist. Von diesem strahlenden Kunstwerk zu Wilhelm Kienzls Schrift *Die Bühne, ein Echo der Zeit* /Berlin, *Concordia*/ ist nun zwar kein Weg, es ist aber aus den mir vorliegenden Werken das, was noch am ehesten dramaturgisch ist. Er hat doch kulturelle Absichten, eine freiere und weitere Auffassung des Problems und letzten Endes den Instinkt für das Künstlerische. Kienzl weiss mit angenehmer Beweglichkeit den Inhalt einer Bühnenimpression zu skizzieren, das Tempo eines Kunstwerkes in seiner Sprache festzuhalten, und oft bleibt die Gebärde und der Ton des Schauspielers in seinen Kritiken. Jedenfalls ist Leben in ihm, deutliche Zeichen eines szenischen Erlebnisses. × Das habe ich in Heinrich Stümckes *Modernem Theater* /Berlin, *Deutsche Bücherei*/ ganz vermisst. Immerhin ist Stümcke ein Kritiker von grossem, nicht *ad hoc* erworbenem literarischen Wissen, hat eine umfangreiche Bühnenpraxis und verrät nicht grössere Präntionen als diese, die er erfüllt. × Die interessanteste das Theater angehende Veröffentlichung erschien in den Heften des nun verjüngten *Nord und Süd*, in denen auf eine Umfrage eingehend sich mehrere Schriftsteller über das Theater geäussert haben: so Wolzogen, Holzamer und vor allem Thomas Mann, dessen umfangreicher *Versuch über das Theater* mit den anderen Ergebnissen der Enquete nach ihrer Beendigung eingehender betrachtet werden soll.

## KULTUR

### Kunstgewerbe / Joseph August Lux

**Strassenbild** Wir stehen im Zeichen der Heimatkunst, das ist die Kunst des Gewohnheitsbildes, wobei nach einer stillschweigenden Verabredung das Gewohnheitsbild aus der Zeit von 1750 bis 1850 verstanden ist. Nun ist die Sache auch schon zu einer Baupolizeiregel geworden. Im Sommer vorigen Jahres ist ein Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften erlassen worden, und vor einigen Wochen ist eine Mahnung der beiden

preussischen Minister des Innern und der öffentlichen Arbeiten nachgefolgt, die den Baustil der Krähwinkler Heimatkunst als leuchtendes Vorbild empfiehlt. Zur Durchführung des Gesetzes gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden sind die Regierungspräsidenten angewiesen worden Ortsstatute zu erlassen. Nach diesen soll jede Schaffung eines positiv hässlichen Zustandes, der geeignet ist ein für die ästhetische Gestaltung offenes Auge zu verletzen, als grobe Verunstaltung anzusehen sein. Für künstlerisch bedeutende Strassen soll gefordert werden, dass sich Neu- und Umbauten den benachbarten Bauten derart anpassen, dass das Gesamtbild eine Schädigung im ästhetischen Sinne nicht erleidet. Dieser Erlass ist insofern von grosser Bedeutung, als die Pflege des Schönen beim Bauen und Gestalten immer mehr eine Pflicht der Öffentlichkeit wird, die gerade dort einsetzen muss, wo es am dringendsten nützt, nämlich im Alltag. Wie sagte William Morris? »Wenn es bei Ihnen Grundsatz geworden ist das Land, was sein Aussehen betrifft, als dem Volke gehörig, und jeden, der dieses Aussehen willkürlich beeinträchtigt, als öffentlichen Feind anzusehen, ist unsere Sache auf dem Wege zum Siege.« Die neue Massnahme trägt jedoch den Zusatz: »dass die auf ästhetischem Gebiet liegenden Wünsche zurücktreten müssen, wenn wirtschaftliche Interessen gefährdet werden.« Was heisst das? Wenn es Grundsatz geworden ist in der Gestaltung vornehme Gesinnung zu betätigen, warum sollten dadurch die wirtschaftlichen Interessen gefährdet werden? Warum soll sich mit den wirtschaftlichen Interessen der Begriff des *Anständigen*, auch in formaler Hinsicht *Anständigen*, nicht verbinden lassen? Es ist schliesslich Naturgesetz, dass alle Verordnungen auf mehr als einem Bein hinken. Zum Beispiel durch die Vorschrift der *Anpassung*. Das Wort kann leicht gegen jede neue, persönliche und schöpferische Regung gemünzt werden, die sich nicht den äusseren Baumotiven anpasst, und die doch, wie alles Echte und Künstlerische passt, wenn auch nicht gerade anpasst.

×  
Studenten-  
kunst

×  
Wie bekannt, hat das württembergische Landesmuseum in Stuttgart einen Wettbewerb zur Hebung studentischer Kunst

ausgeschrieben, der nun zur Entscheidung kommen soll. Kein Zweifel, dass der Gedanke gut ist. Aber gibt's denn so was überhaupt wie Studentenkunst? Dieser Begriff, wie alle Spezialisierungen der Kunst, ist nur ein Zeichen, wie wenig das allumfassende Wesen der Kunst erkannt ist, von der selbst Tolstoj sagt, dass sie eine Lebensnotwendigkeit ist. Die Gebrauchsgegenstände, Dedikationen, Plaketten, Innen- und Aussenarchitekturen usw. können auch für Studenten nicht anders sein als entweder geschmacklos oder geschmackvoll. Dass sie meistens geschmacklos sind, beweist nur, dass die akademische Jugend noch nicht an der Bildung unserer Zeit teilgenommen hat. Das Preisausschreiben drückt die Hoffnung aus, dass sie an der Bildung unserer Zeit teilnehmen wird. Künstlerisch gebildet wird sie sein, wenn sie ihre Pflicht zum guten Geschmack erfüllt und erkannt hat, dass es etwas wie Studentenkunst an sich nicht gibt. Einstweilen humpelt das Leben auf unzähligen Krücken, wie Volkskunst, Kinderkunst, Studentenkunst, Bahnhofskunst, Kasernenkunst, Hauskunst usw., der einzigen unteilbaren Kunst nach, die nur in dem Kern ihres Wesens geliebt und betätigt werden kann. Ihre Kraft wirkt auch im Unscheinbarsten.

×  
*Fall Muthesius* Im Berliner Kunstgewerbeverein haben die Gegner der kunstgewerblichen Reform, die im Vorjahre den sogenannten *Fall Muthesius* angezettelt haben, bei der kürzlich abgehaltenen Jahresversammlung neuerdings einen Putsch versucht. Sie versuchten die Versammlung durch eine rasch auf die Beine gebrachte Zufallsmajorität zu überrumpeln und bei der Neuwahl des Vorsitzenden Muthesius niederzustimmen. Muthesius ist aus dieser Wahlkriegsepisode als Sieger glänzend hervorgegangen. Das ist ein grosses Glück für den *Berliner Kunstgewerbeverein*, der der künstlerischen Tendenz nach in Muthesius eine leitende Kraft besitzt, die durch Lauterkeit der Gesinnung, künstlerischen Weitblick und aktives Interesse für die schwebenden Kulturprobleme gleich ausgezeichnet ist.

×  
Die Sache wurde auch im preussischen Abgeordnetenhaus zur Sprache gebracht, und der Handelsminister hatte sich über den Fall zu äussern, da ja Muthesius auch Beamter des Landes-

gewerbeamt ist. Der Minister deckte vollends den Standpunkt seines Beamten, und er glaubte ihm am besten mit dem Wort zu schützen: »Die Richtung bestimmt der Minister und nicht einer seiner Beamten.« Diesen Satz zu widerlegen, dazu bedarf es keines besonderen Scharfsinns. Die Richtung bestimmt weder der Minister noch der Beamte sondern die Kulturtenenz des Volkes. Andererseits ist Muthesius nicht das, was man schlechtweg einen *Beamten* nennt. Er ist als Fachmann in das Landesgewerbeamt berufen worden, um seiner fachmännischen Einsicht gemäss die Schulen zu reformieren, damit sie der fortschrittlichen Kulturtenenz des guten Geschmackes und der angewandten Kunst zu dienen vermögen. Daraus folgt, dass ein solcher Fachmann keinesfalls der vom Minister bestimmten Richtung folgt, sondern umgekehrt der Minister der vom Fachmann bestimmten Richtung. Im übrigen aber ist es zu beklagen, dass eine Gruppe von Geschäftsleuten noch immer in dem Wahn lebt, sie könne eine elementare Entwicklung, wie sie im Kunstgewerbe vor sich geht, durch Intrigen unterbinden.

× ×

**Kurze Chronik** Bayern ist im Begriffe seine Postmarken zu reformieren. Österreich ist mit gutem Geschmack vorausgegangen und hat vor einigen Wochen 17 Kategorien von Postmarken von I h bis zu 10 K. zur Ausgabe gebracht, die, in Stahlschnitt und Buntdruck ausgeführt, ausserordentlich dekorativ und anziehend gestaltet sind. Die dekorative Gestaltung stammt von Professor Kolo Moser und die Porträtköpfe und Architektur-bilder, die in den Postmarken enthalten sind, hat der Kupferstecher Schirnboek nach Porträts und Ansichten gestochen. × Die Düsseldorfer Kunstgewerbeakademie hat endlich ihren Direktor bekommen, in der Person des Architekten Wilhelm Kreis, der an der Dresdener Kunstgewerbeschule wirkte. Kreis kommt in verhältnismässig sehr jungen Jahren zur Leitung. Er ist 1873 in Eltville geboren, assistierte bei Wallot und war, wie gesagt, zuletzt Kunstgewerbeschulprofessor in Dresden. Er hat nicht weniger als 40 Bismarcktürme gebaut. Hervorragend bekannt ist er durch sein sächsisches Haus in der Dresdener Kunstgewerbeausstellung von 1906 geworden. Als Entwerfer der neuen

*Augustusbrücke* in Dresden, die ebenfalls eine Kunst des Gewohnheitsbildes ist, trat er besonders in den Gesichtskreis des öffentlichen Interesses. Seiner künstlerischen Charakteristik nach ist er der Römer des 20. Jahrhunderts. Seine Architektur ist wuchtig, auf Masse gestellt, und seine Baumotive haben eine Rassenverwandtschaft mit der römisch antiken Überlieferung. Dabei ist er modern.

## DIVERSA

### Bücher

**Haase und Zell:** Diese bei Seemann erschienene Kinderzoologie, zu der

Paul Haase die Bilder, Dr. Th. Zell die Schilderungen geliefert hat, ist in ihrem Plan vorzüglich. Einzelne grosse Tierbilder, nicht nach Gattungen geordnet, stehen bunt und deutlich da und sind der Kinderphantasie durchaus eindringlich. Den Text finde ich leider nicht entsprechend; er ist vielleicht älteren Kindern angemessen und nicht unbedingt amüsant zu lesen.

LISBETH STERN

### Notizen

**Vorwärts und Sachlichkeit** Ein wohl einzig dastehendes

journalistisches und parteigenössisches Verhalten zeigt bis zur Stunde der *Vorwärts*. Am 13. März setzte er den armen gutgläubigen Berliner und deutschen Genossen einen Auszug aus der (hier im vorigen Heft, pag. 393-394, genügend gekennzeichneten) Kautskyschen Genieleistung vor. An dem selben Tage protestierte ich in einer Zuschrift an die *Vorwärts*redaktion gegen die sinnlose Stupidität der ganzen Unterstellung und kündigte zugleich meine Zurückweisung in den wenige Tage später fälligen *Sozialistischen Monatsheften* an. Trotzdem brachte dann der *Vorwärts* am 17. März die besagte Genieleistung *Marx als Verfechter der Sklaverei* nochmals — doppelt genäht hält besser! — in *extenso*, zwei Spalten lang. Unmittelbar darauf erschien in dieser Zeitschrift meine Erwiderung. Seitdem ist der tapfere *Vorwärts* still wie ein Mäuschen. Dass die Berliner und deutschen Genossen schliesslich doch ein Recht, und zwar ein sehr gutes Recht darauf haben nicht einseitig — sagen wir der Höflichkeit wegen: nicht einseitig — informiert zu werden, scheint der Redaktion ganz unfassbar zu sein. Doch was nicht ist, kann noch werden. Ein wenig wird sich ja nachhelfen lassen.

MAX SCHIPPTEL